

## Der Traum.

Dichtung

von

Gräfin L.

Zeichnung

von

Oscar Pletsch.



Sag' mir, mein Junge, denkst  
du nach,  
Oder träumst du noch am  
hellen, lichten Tag?  
„Ich denke nur an meinen  
Traum,  
Der war so närrisch, — du  
glaubst es kaum;  
Und er war so schön, — du  
kannst's gar nicht denken!  
Der liebe Gott wollt' mir ein  
Zuckerlöwchen schenken! —  
Ich spielt' im Garten ganz allein,  
Da sah ich einen hellen Schein:  
Und vom Himmel bis auf unser Land  
War eine Regenbogenbrücke gespannt;  
Und oben stand der liebe Gott und rief:  
„Komm herüber mein Junge!“  
Und ich lief,  
Und mit einem Sprunge  
War ich drüben, und der liebe Gott nahm mich mit  
in den Himmel hinauf,  
Dort wacht' ich erst wieder auf.  
Wie schön war es da überall!  
Dem lieben Gott sein Saal  
Ganz roth und blau  
Und golden! ich seh's noch genau;  
Und die Himmelsluft  
War so süß wie lauter Blumenduft,  
Und es duftete wie Kuchen und Weihnachtsbaum,  
Es war gar nicht wie ein Traum.  
Und der liebe Gott führte mich durch den Saal;  
Englein gingen und flogen überall;  
Und der liebe Gott sprach: „Wo wir jetzt hingehn,

Da wirst du das Allerschönste  
seh'n.“  
Und wir gingen oder schweb-  
ten darauf  
Zur Himmelsbodentreppe  
hinauf.  
Droben aber war das  
Schönste der Welt:  
Ein Thier war neben das  
andre gestellt,  
Aus allen Ländern, von hier  
und von Afrika,  
Aus der Luft und aus dem Wasser waren alle  
Thiere da.  
Und alle waren lebendig, und der liebe Gott spricht:  
„Wundert dich das nicht?  
Run denke, — und die sind alle von Zucker und  
Chocolade!“

Ach! das ist schade,  
Sagt' ich; das geht im Regen ab! — „Nein.“  
Sagt der liebe Gott, „die Chocolade ist himmlisch fein,  
Da geht vom Regen nichts ab und nichts ein.“  
Darf ich's einmal versuchen — mit — der Junge?  
Sprach der liebe Gott; „Das kannst du, mein Junge.“  
Und ich versucht' es ganz leise am Pferde seinem  
Fuß,  
Der schmeckte wie Chocolade und Zuckerguß;  
Und du kannst dir's nicht denken,  
Run wollte mir der liebe Gott ein Löwchen von Zucker  
schenken;  
Und wie ich's wollte fassen,  
Bin ich — aufgewacht;  
Run mußt' ich's oben lassen!  
Aber — es war schön heute Nacht!

Das obige kindlich-drollige Gedicht und Bild entnehmen wir der soeben im Verlage von Alphons Dürr erschienenen Sammlung: **Aus Haus und Hof**. Von Gräfin L. Mit Original-Zeichnungen von Oscar Pletsch. Diese innigen, heiteren und lebenswürdigen Kinderlieder, in denen uns mancher warm empfundene Naturlaut überrascht, sind mit einem überaus lieblichen Bilderschnuck von Oscar Pletsch ausgestattet worden, der das Werkchen zu einer höchst amnuthreichen Schöpfung gestaltet, die wir besonders sinnigen Müttern für ihre Kleinen bestens empfehlen.

## Das neue Jahr.



**A**m Schneegewand und Eisgeschmeide,  
Tannzweige im bereiften Haar,  
So kommt es durch die weiße Haide  
Im Sternenlicht, das neue Jahr.  
Es tritt in Sonntagsmorgenhelle  
Zur Stadt herein mit leichtem Fuß,  
Und ruft an jedes Hauses Schwelle  
Ein fröhliches „Glückauf!“ zum Gruß.

Es nickt und winkt nach allen Seiten  
Und hört auf Jedermanns Begehr;  
Der Frohmuth und die Hoffnung schreiten  
Mit goldnen Spenden vor ihm her.  
Und wo durch Feld und Au sie wallen,  
Da hebt es segnend seine Hand,  
Und Heil und Glück verheißend hallen  
Die Friedensglocken durch das Land.

Doch wo es mit den Engelschritten  
Und seiner Freudenbotschaft naht,  
Da drängt mit Klagen und mit Bitten  
Sich Alt und Jung um seinen Pfad.  
Verheißend soll es, soll enthüllen  
Was sich im Schoß der Zukunft dehnt;  
Versprechen soll es, soll erfüllen  
Was jeder hofft, was jeder sehnt.

Doch wehrt der Menge lautem Tosen  
Das holde Götterkind und spricht:  
Ich bring' Euch Veilchen, bring' Euch Rosen,  
Den jungen Wald, das neue Licht.  
Ich bring' Euch Sonnenschein und Regen,  
Der Trauben Gluth, der Blüten Fier,  
Des Sommers Frucht, des Herbstes Segen,  
Doch Menschen, sprecht, was bringt Ihr mir?

Bringt Herzen Ihr voll reinem Wollen,  
Voll frommer Demuth und Geduld,  
Die ohne Haß und ohne Grollen  
Bergebung tragen fremder Schuld?  
Den frommen Sinn, der voller Güte  
Auch Andern meine Schätze beut?  
Mit dankeseligem Gemüthe  
Sich meiner kleinsten Gaben freut?

Ich schöpfte aus des Ew'gen Bronnen  
Der Daseins-Freuden Ueberfluß:  
Genug bring' ich an Lebenswonne,  
An Glück, an Labe und Genuß.  
Bringt Ihr, mein Ehrenwerk zu krönen,  
Nur halbsoviel der Liebe dar,  
Des Menschenwürd'gen, Guten, Schönen,  
Dann blüht der Welt ein Freudenjahr.

Julius Lohmeyer.

## Ein neuer Robinson.

Von

J. Ludwig.

Original-Bezeichnungen von **Woldemar Friedrich**.



**A**m liebsten hätte er, dem Gefühle sei-  
ner Sehnsucht folgend, sich augen-  
blicklich in den See gestürzt und  
wäre durch die blaue Fluth ge-  
schwommen, die sich so weit und  
so verlockend vor ihm dehnte. Doch war es, alles  
Anderer abgerechnet, die Empfindung einer großen  
Abspannung und Mattigkeit, die ihn verhinderte,  
das Wagestück gerade jetzt zur Zeit der höchsten  
Tagesgluth zu unternehmen. Zugleich bemerkte  
er an einer gewissen inneren Leere, daß Erdbeeren  
kein Mittagsmahl ersetzen, und ob er gleich nun  
zur Genüge wußte, daß auf der Insel nichts Ge-  
nießbares zu finden war, so trieb es ihn doch im-

(Schluß.)

mer wieder an danach zu suchen. Freund Freitag,  
der ihm wie sein Schatten folgte, schien gleichfalls  
großen Hunger zu empfinden; er stöberte bald rechts,  
bald links vom Wege und schob die feine Spürnase  
im Vorübergehen unter jedes Buschwerk — umsonst!  
ein paar unreife Haselnüsse waren Alles, was Hugo  
mit dem Aermsten theilen konnte. Ermüdet von  
den fruchtlosen Versuchen warf sich der Knabe in  
das Ufergras und blickte schläfrig in das feuchte  
Element, das hier buchtähnlich in das Land eintrat.  
Der blaue Himmel lag darin zu seinen Füßen —  
ein glasig-weißer Dunst, darüber zitternd, die ge-  
brochene Spiegelung des Ufers, die sanften Mischun-  
gen der Farbentöne, das Stille, Regungslose der

Umgebung, dies alles versenkte ihn bald in jenen Zustand zwischen Traum und Wachen, der vielleicht wie gestern in einen richtigen Schlaf übergegangen wäre, wenn sich das Bild vor ihm nicht nach und nach zu sehr verändert hätte.

Er sah mit halbgeschlossenen Augenlidern Schatten wie von großen Schiffen mit grauem weißbe-  
franztem Segelwerke langsam über die besonnte Fläche ziehen, und plötzlich fürchte sich die glatte Fluth in Wellen, die ängstlich durcheinanderlaufend, für einen Augenblick sie ganz verwandelten. Im nächsten lag sie wieder ruhig wie zuvor und der schwache Luftzug, den Hugo wie eine himmlische Erquickung empfunden hatte, wich aufs neue dem alten schweren Druck der Atmosphäre, der dem regungslos Daliegenden die Schweißperlen aus Stirn und Schläfen trieb. Trotzdem verwandte er kein Auge von dem Bild im Wasser; da zog es immer düsterer herauf und wie sich eine Wolkenschicht der andern nachschob, erschien es schließlich wie ein riesiges Gebirge mit zackigen verschneiten Bergeshäuptern, dahinter vor die Sonne, gleichsam untergehend, sich mit dunkelglühendem Reflex im Wasser malte. So anziehend das schaurig-schöne Schauspiel für ihn war, sprang Hugo plötzlich jäh erschrocken in die Höhe, zugleich mit ihm sein leise knurrender Begleiter. Ein hohles Rauschen über ihnen in der Luft, ein klatschendes Geräusch vom Wasser her verkündete nichts Gutes, der Wind erhob sich und im tollen Wirbel flogen Blätter, Sand und kleine dürre Reiser, vermischt mit großen Regen-Tropfen, um sie her. Der See lag wie ein aufgewühlter schwarzer Schlund vor ihnen, in den die ersten Blitze niederzischten, indeß der Donner, unaufhörlich krachend, bald Sturm- und Wellenbrausen überdröhnte. Es war die Wiederkehr des gestrigen Gewitters; nur noch wilder schien es heut' hereinzubrechen, und von dem Plage, wo sie sich befanden, bis zu jenem, auf dem der Göttertempel und das chinesische Häuschen standen, war eine gute Strecke Weges zu durchlaufen. Sie liefen ihn in der halben Zeit und dennoch kamen beide bis auf die Haut durchnäßt im Häuschen an.

Zum zweiten Male nahm das verlassene Nest die vom Sturm verschlagenen Vögel wieder gastlich auf; zum zweiten Male hörten sie, von ihm beschützt, ein schweres Wetter über seinem Dache vorüberrauschen. Es nahm so ziemlich den Verlauf des gestrigen; die Stimmen der Natur erschöpften sich im Heulen, Brausen, Toben, der Sturm sprang um das Haus und rüttelte an seinen schwachen Wänden, die Regenschluthen stürzten darauf nieder und schienen nichts Geringeres zu wollen, als es vom Walde in

den See zu schwimmen; allein die schwachen Wände widerstanden, das Dach hielt fester, als man hätte glauben sollen, und das Häuschen blieb an seiner Stelle. Hugo empfand bei allen diesen Schrecknissen kaum etwas von dem gestrigen Entsetzen; er wußte, daß nun auch für heute von keiner Heimkehr mehr die Rede sei, und das war niederschlagender als alles, was sich ein Unwetter für sich zu denken giebt. Dazu begann ihn in den nassen Kleidern leise zu frösteln, und da der Sturm ein wenig nachließ, versuchte er ein Feuer auf dem kleinen Küchenherde zu entzünden. Es gelang, das alte Feuerzeug that seine Pflicht und bald flackerte ein Kienspan auf, doch diesmal nicht als Leuchte; behutsam schob ihn Hugo in den Holzstoß, der so lange Jahre schon geschichtet lag, und der nun lustig in die Höhe brannte. Der kleine fensterlose Raum ward hell erleuchtet; ja! er sah wohnlich und einladend aus, und dieses um so mehr, als sich der Himmel draußen, auch nach dem Abzug des Gewitters, nicht erhellte, und die Hitze, welche vorher herrschte, in eine feuchte Kühle umgeschlagen war. Hugo entledigte sich seiner Oberkleider, mit denen er die Herdwand dekorirte; sich selbst postirte er auf einen alten Küchenstuhl, dem Feuer bald die eine, bald die andre Seite zum Abtrocknen bietend. Auch „Freitag“ strich und drehte sich nach Art der Katzen an dem Herd herum; ihm schien es bald behaglicher zu werden, während Hugo gar ernst, fast traurig in die Flamme starrete.

„Da brennst du nun, du liebes Küchenfeuer; dort steht die alte gute Kaffeekanne — auch eine ausgediente Tasse ohne Henkel — sie wäre mir schon hübsch genug, daraus zu trinken — Ach! du gute alte Großmutter! wenn du hättest ahnen können, wie einst dein Enkel nach einer Tasse Kaffee, nach einem Stücklein Brod hier schmachten würde! Ja, Schiffszwieback, er möchte hart sein, wie der Feuerstein da drinnen, ich wollte heute mit ihm fertig werden, ich“ — — Sich plötzlich selbst in seiner Rede unterbrechend, schnellte der neue Robinson so rasch von seinem invaliden Sitze auf, daß dieser umfiel und sich sein letztes heiles Bein zerbrach, indeß Freitag auch ganz erschrocken in die Höhe fuhr. Doch kaum vermochte der vierfüßige Genosse dem erregten Knaben bis zu der Schwelle des anliegenden Stübchens nachzukommen, als dieser schon am Tisch der Großmutter hantirte. Er rückte ihn weit von den Divans ab, riß eine Schublade nach der andern heraus und untersuchte sie mit einer Hast, als ob er einen Schatz zu finden hoffe. Vier Fächer barg der sonderbare alte Tisch, drei waren leer, das vierte — „o du gute Großmutter im Himmel!“

Hugo lachte laut und dazu stürzten ihm die Thränen aus den Augen — aus dem vierten Fache zog er eine wohlbekannte, wohlgefüllte Blechkapsel hervor — — — „Schiffszwieback!“ schrie er außer sich dem Hunde zu und weiterjuchend jauchzte er noch einmal: „Chokolade, Freitag, Chokolade!“ Dann nahm er seinen schwarzen Freund beim Kopfe und tanzte rundum mit ihm durch das Zimmer — es war ein Jubel, der die gute Großmutter, wenn sie ihn hören konnte, gewiß im Himmel noch erfreuen mußte.

Nicht lange und es gab ein neues Bild zu sehen; da wanderten die beiden, Freitag ein altes eimerähnliches Gefäß an einem Stricke um den Hals befestigt, Hugo die Kaffeekanne tragend, den Weg hinunter nach dem Melusinenbrünnlein und von da mit einem guten Wasser-Vorrath wieder nach dem kleinen Haus zurück. Trotzdem es ein nasskalter trüber Abend war, das Wasser über ihre Füße ging und von den Bäumen auf sie niedertropfte, pfiß Hugo eine muntere Weise vor sich hin. Wer den sonst immer auf das sauberste Bekleideten so gesehen hätte: in Hemdärmeln, die Bein-kleider in seine Stiefelschäfte eingekrempt, den Kopf mit einem abgerissenen Vorhangsecken malerisch umwunden — der würde ihn für jeden Anderen, nur nicht für den gehalten haben, der er war. Er mußte lächeln, theils in diesem Gedanken, theils in dem Vorgefühl der warmen Suppe, die er kochen wollte; er wußte auch schon das Recept dazu.

Ja! Noth lehrt nicht nur beten, sondern, unter Umständen, auch kochen. Das bezeugten schon nach weniger als einer halben Stunde die würzig süßen Dünste, die aus dem alten Kaffeetopf am Herd aufstiegen, und die der Knabe mit einem Wohlgefühl in sich einzog, wie er ein solches, wenigstens in Küchen-Angelegenheiten, nie empfunden hatte. Bald fing die Chokolade an zu wallen, die Blasen stiegen appetitlich in die Höhe, und als er das Getränk mit einem blanken Stäbchen glatt gerührt hatte und nun die erste Tasse kostend an den Mund hob — fürwahr! da war er stolzer auf dies sein erstes Küchen-Kunststück, als er es je auf eine seiner Preisarbeiten gewesen war. Wie wohl that ihm der warme Trank!

Er „kroch in jedes Aederchen“, wie seine Großmutter von einem wohlbereiteten Kaffee zu sagen pflegte, und was das Beste war, er wußte selbst den harten Schiffszwieback so zu erweichen, daß dieser sich geduldig essen ließ und keine Rache an den weißen Zähnen seines hungrigen Vertilgers nahm. So kam es, daß der neue Robinson mit mehr Behagen, als er vor Stunden noch für möglich gehalten hätte, seine erste selbstgekochte Mahlzeit auf der Insel hielt. — —

Und Freitag? fragen meine Leser. Ja! das war das Dümme und lag gewiß am Mangel an Erziehung, daß das arme schwarze Heidenkind das wirklich Gute so schlecht zu schätzen wußte. — Es war für Hugo fast beleidigend zu sehen, wie Freitag trotz des Hungers, der ihn quälte, das Meisterwerk der Kochkunst verächtlich nur so obenhin beschnupperte und, die süße Brühe auf die Seite schiebend, mit sichtlicher Ueberwindung nach den Brocken fischte. Was blieb dem armen Künstler anders übrig, als noch einmal die Aermel aufzustreifen und in demselben guten alten Kaffeetopfe, der ihm zu seinem Labetrunk verholfen hatte, dem Hunde eine Zwiebacksuppe zu bereiten — wie sie dieser freilich auch noch nie gegessen hatte, wie er sie aber heute essen lernte. Trotzdem die Suppe etwas angebrannt war, ließ Freitag keinen



Tropfen übrig, keinen Bissen. „Auf Morgen“ — sagte Hugo, indem er den Rest der Chokolade gut wirtschaftlich in den leeren Küchenschrank verschloß, dann auch die letzten Brocken, ja jedes Bröseln Zwieback in die Kapsel sammelte, gleich einem sparsamen Hausmütterchen. Er hätte sicherlich sich selbst belächelt, wenn nicht das Wort: „Auf morgen“ die ganze kaum vergessene Sorgenlast auf sein noch eben so zufriedenes Gemüth zurückgeworfen hätte.

Morgen — was sollte morgen mit den Beiden werden? Mit einmal stand der Voratz in ihm fest: morgen mit frühestem wollte er versuchen, hinüber nach dem Festlande zu schwimmen. Es durfte nicht erst Mittag wieder werden — es durfte kein Gewitter und keine Störung mehr dazwischen kommen — Freitag wurde in das Häuschen eingesperrt und mußte warten, bis er wieder kam, um ihn von der

verwünschten Insel zu erlösen. Er stellte das dem Hund so dringlich vor, als ob er wirklich einen Einwand von ihm fürchtete, und Freitag, welcher erst die Ohren hängen ließ und ab und zu ein wenig mit dem Kopfe schüttelte, gab sich dann schließlich auch zufrieden, wie es schien. Er gähnte, schloß die Augen, öffnete sie wieder und folgte seinem Herrn mit eingelegtem Schweife zu dem Divan, auf und neben welchem sie gestern ihre Nachtruhe gehalten hatten. Das Feuer auf dem Herde war erloschen, auf Mondenschein war heute nicht zu rechnen, dafür erfüllte eine matte Dämmerung das Zimmer, als Hugo, sich in einen abgerissenen Vorhang wickelnd, zum zweiten Mal sich hier zum Schlafen niederlegte. Er fühlte sich mit einmal seltsam müde, doch statt auszuruhen und zu schlafen, empfand er nur den Druck des ungewohnten Lagers; die Decke, statt zu wärmen, ward ihm durch ihren Moderduft bald unerträglich, und obgleich er sich noch seine Oberkleider holte und sich, so gut es ging, damit bedeckte, so hob ihn doch der Frost ein paarmal unter ihnen förmlich in die Höhe. Dann lief es wieder glühend- heiß durch seine Adern, so daß er alles von sich werfen mochte — dazu war ihm, als ob er Stimmen hörte und Gestalten sähe, von denen er doch wußte, daß sie nicht vorhanden — er warf sich ruhelos von einer Stelle auf die andere; sein Kopf begann zu schmerzen und zu glühen, und unfähig, etwas klar zu denken, wuchs sein Vorsatz, morgen mit frühestem über den See zu schwimmen, zu einem riesenhaften, mit Hindernissen aller Art verfehten Unternehmen vor ihm auf.

Erst gegen Morgen schlief er wirklich ein, doch nur, um die Gedanken in seinen Träumen ängstlich fortzuspinnen. Da schwamm er auf dem See und kämpfte bald mit den empörten Wellen, bald lag er still und konnte sich nicht rühren, indeß die Ufer immer weiter auseinander rückten und schließlich ganz vor seinem Blick verschwanden — dann wieder kam die Scene mit dem Hunde. Sein ganzer Körper glühte von der Anstrengung des Rettens, die Sonne brannte heiß auf seinen Scheitel, die Luft war Gluth, das Blut in seinen Adern Feuer, bis ihn eine Sturzwelle kalt überschauerte und mit sich in die feuchte Tiefe riß, wonach der Kampf mit Sturm und Wogen wieder neu entbrannte. So führte ihn der Traum durch Wasser und durch Feuer, und so wechselten die Bilder seines Hirnes, wie Frost und Hitze in ihm wechselten.

Als er erwachte, war sein erster Eindruck der einer bleiernen und trüben Schwere; er wußte aber nicht, ob sie von innen oder außen kam, nicht ob

es Morgen oder Abend war. Das hätte freilich auch ein Anderer nicht so leicht entscheiden können, da sich die Sonne heute nicht sehen ließ und nur ein graues Tageslicht in dem ohnedies so düstern Raum herrschte. Der Knabe konnte kaum die Augenlider heben und es bereitete ihm große Mühe, die Uhr vom Tisch zu nehmen, auf den er sie vor Schlafengehn gelegt — noch größere, die Zahlen zu erkennen. Er merkte endlich, daß das Uhrwerk stand. Doch mochte es schon hoch am Tage sein; er mußte sich zur Schwimmtour fertig machen — „Es muß sein“ — dachte er und richtete sich mühsam in die Höhe — um augenblicklich wieder schwer zurückzusinken. „Es muß sein“ sagte er fast drohend zu dem Hunde, der unbeweglich vor ihm saß — er hatte wohl seit Stunden so gefessen — und ihn so seltsam traurig ansah, daß sich Hugo ganz verwundert fragte, was geschehen sei. Was war das? was bedeutete dies alles? Es reizte ihn, darüber nachzudenken, doch die Gedanken ließen sich nicht fassen, sie schwankten auseinander, sie schwammen weit hinaus in's Leere, Weite — — „Es muß sein“ wiederholte er noch einmal halb mechanisch — im nächsten Augenblicke wußte er nicht mehr, was er gesagt und noch weniger, was er gewollt. Er fühlte einen dumpfen Druck im Kopfe, eine Unbeweglichkeit der Glieder, die Augen schlossen sich, und wie erst die Gedanken, so schien er selbst, gleichgültig gegen alles, in eine dunkle unbekannte Welt hinauszuschwimmen.

Es war die Welt des Fiebers, die ihn bannte. Der Zeiger auf der Uhr schob weit und weiter, die Stunden folgten sich, die Zeit ging unbekümmert ihren Gang. Doch ihre Tritte waren nicht vernehmbar; die tiefste Stille webte durch das Zimmer. Nur selten regte sich der kranke Knabe; bisweilen öffnete er matt die Augen, dann sah er die verblichenen Gestalten der Tapete, die Vögel, Greife, wunderlichen Blumen lebendig werdend durch einander wimmeln — sie kamen auf ihn zu, sie wurden, sich verwandelnd, groß und größer, doch eben wenn er meinte sie zu fassen, floß alles wieder wie in einen feinen Nebelduft zusammen. Aus dem Nebel aber, wunderbar genug, sah er die nächsten Gegenstände ragen, den runden Tisch, den Schrank mit den Pagoden, sah er das schwarze ehrliche Gesicht des Hundes, die treuen Augen unverwandt auf sich gerichtet — dann plötzlich schwand auch dies, ein schwarzer Schleier zog sich über alles. Er wußte weder, wo er sich befand, noch daß es aus dem Morgen Mittag und aus dem Mittag wieder Abend wurde — er hatte keine Sorge mehr um seine Heimkehr, noch um ein Mittag- oder Abendbrot; wurde er doch,

Dank seiner Fieberphantasie, bald selbst zu einem Bewohner des himmlischen Reiches; er war ein Mandarin, und lebte herrlich und in Freuden bei seiner Großmutter, der Kaiserin, in einem wunderherrlichen chinesischen Palaste, in den das arme Häuschen sich verwandelt hatte.

So kam und schwand die dritte Nacht, die er in dieser Einsamkeit verlebte, nach und nach unter immer freundlicheren und lichterem Traumgebilden; der Morgen fand den einsamen Patienten in einem ruhigen und festen Schlafe. Die Nacht des Fiebers war, mit Hülfe seiner jugendkräftigen Natur, gebrochen, der Athem ging gleichmäßig aus und ein und seine Hand lag kühl und ruhig auf dem Fell des Hundes. Dieser, als ob er wüßte, daß die Gefahr vorüber und es seines Wächteramts nicht mehr bedürfe, hatte sich ebenfalls zum Schlafen hingestreckt, doch bei der ersten noch halb schlaftrunkenen Bewegung, mit der sich Hugo in die Höhe richtete, war auch der treue Wächter wieder da. Seine zärtlichen Liebkosungen waren das Erste, was jenen aus dem Reich der Träume in die Wirklichkeit zurückrief; dann kam das Zweite: das Gefühl des Hungers und die Erinnerung an die Speisereste, die er gestern —

nein! es war ja vorgestern gewesen — in den Küchenschrank verschlossen hatte. Hugo war noch niemals krank gewesen; er glaubte nur sehr wild geträumt zu haben und es nahm ihn wunder, daß ihm das Aufstehen so beschwerlich fiel. Die sechs bis sieben Schritte in die Küche erschienen ihm wie eine kleine Reise, und dazu mußte er, um nicht zu fallen, sich wie ein Kind noch an der Wand hintasten. Freitag, der ihm mit kleinen Schritten gar behutsam nachging, konnte als sein schwarzer Kinderwärter gelten, und erst als Hugo den kalten dickgewordenen Chokoladenbrei mit Hast hinunterschlang, verwandelte sich der Beschützer wieder in den Schützling. Er setzte sich auf seine Hinterfüße und die Augen, mit denen er zu seinem jungen Herrn emporjah, sprachen beredter, als es Worte konnten, von der Hungerqual des armen Thieres. Erschüttert kniete Hugo bei ihm nieder, öffnete die

Büchse mit den Zwiebackresten und — theilte nicht, wie er im Anfang wollte, sondern gab ihm alles, Bissen nach Bissen den ganzen Vorrath bis zum letzten Bröseln. Freitag wurde nur zu bald mit allem fertig — doch auch mit Hugo's Kraft war es zu Ende. Sich mühsam wieder nach dem Divan schleppend, fiel er in einer Betäubung darauf nieder, die ihn bald auf's neue nicht nur das drohende Gespenst des Hungertodes, sondern auch die anderen Schrecken seiner Lage glücklich genug vergessen machte.

Der Tag war heute freundlicher als gestern, ein schöner nicht zu heißer Sommertag. Aber vergebens flüsternten die Zweige, summten die Bienen und flogen Schmetterlinge vor den Fenstern, vergebens rief ein Glöckchen nach dem andern mit leisem süßem Lockton in das Freie und lag der Sonnenschein auf Busch und Rasen — die Beiden drinnen in dem düsteren Stübchen schienen nicht zu hören noch zu sehen. Erst spät am Nachmittage öffnete sich langsam die Thüre des chinesischen Häuschens und langsam zögernd traten die zwei so lange darin Eingeschlossenen über seine Schwelle. Sie sahen weder wie muthige Entdeckungsreisende, noch wie fröhliche Spaziergänger mehr aus. Der bleiche



Knabe, auf den Hund gestützt, dessen vor kurzem noch so stolzer Gang sich in ein müdes Hinschleichen verwandelt hatte, ging wie dieser mit gesenktem Kopfe: es war, als könnten ihre trüben Augen den Glanz der hellen Welt nicht mehr vertragen. Und doch: wie that die linde laue Luft dem Kranken wohl! Gleich einer Mutterhand, so weich und tröstend lag sie über seinem Scheitel und strich ihm schmeichelnd über Stirn und Wange. Als er nach kurzem Gang zum Tode ermattet ohnweit der kleinen Landungsstelle in das Gras sank, an der er seine längst vom Sturm entführte Fahne aufgesteckt, kam eine unbeschreibliche Empfindung über ihn. Es war wie eine Art von Ohnmacht, welche ihn umfing, doch lag er ruhig mit weitoffenen Augen und seine Sinne waren wunderbar geschärft. Er unterschied das zarteste Geäder des kleinsten Blättleins über seinem Kopfe und er hörte neben sich das Hälmchen

kniestern, von dem ein Käfer an die Erde schnellte. Durch das Gezweige sah er in den blauen Himmel; der schien so nah, mit Händen zu erreichen — wenn Hugo seine Hand nur hätte heben können!

Ob das der Tod ist? konnte er noch denken, dann schwanden die Gedanken in der Schwäche. Statt ihrer drängte sich sein ganzes Leben, Bild auf Bild, an seinem Geist vorüber. Noch einmal kam ihm seine Kinderzeit zurück, das schöne Leben hier auf dieser Insel, und da die nächste wie die weitere Umgebung so seltsam mit den Phantasiegebilden stimmte, die der neue Fieberanfall in ihm wachrief, so war es wohl kein Wunder, daß sich die Wirklichkeit vor ihm in Traum und der Traum in Wirklichkeit verwandelte. Der Uferweg belebte sich mit freundlichen Gestalten, er hörte Stimmen, fröhliches Gelächter, die Vergangenheit ward wieder Gegenwart, und nur daß Freitag so anhaltend bellte, war ihm störend. Was war dem Hunde? Er bellte immer lauter und horch! rief es nicht „Freitag“! und wieder „Freitag“! wie aus weiter Ferne? Der Ruf kam näher, wurde deutlicher vernehmbar; es waren junge frische Mädchenstimmen, welche riefen — — „Ella und Nella“ lächelte der Knabe; er wußte ja, daß sie nun kommen mußten, die beiden Spielgefährtinnen seiner Kindheit, und er wunderte sich nur, daß sich auch Freitag so gewaltig freute. Was wußte denn der Hund von jener Zeit, was wußte er von jenen kleinen Mädchen?

Wie ein Blitz die Dunkelheit zerreißt, so kam ihm plötzlich der Gedanke, daß er träume — — Doch nein! er wachte ja; er wußte es gewiß, indem er: eins — zwei — drei — die Erlenstämme zählte, die dort geschwisterlich einander haltend, bis in den See vortraten, er sah den See im Sonnenschein blitzen und seitwärts hinter jenen Uferbüschen — gewiß! da schimmerte es weiß und roth, wie von Sommerkleidern junger Damen. Er hörte Ruderschlag und — Himmel! war das nicht dasselbe schmutze Boot, das ihn hierhergebracht, was dort soeben um die nächste Landzunge herumzog? Trog ihn ein Traum? er mochte gern so träumen; es ward ihm immer seliger zu Muthe, wie er so lag, kaum athmend, ohne Regung, indeß das Boot sich mehr und mehr der kleinen Landungsstelle näherte — er hätte sich ja auch nicht rühren mögen, aus Furcht, es möchte das schöne Bild alsdann auch wieder nur in Luft zerfließen. Die zwei Gestalten, die im Boote standen, so zart und schlank in weiß und rothen Kleidern, das waren freilich nicht die kleinen Mädchen, die er kannte, und doch, als sie

die rosigen Gesichter nach ihm wandten, und er das lichte Goldhaar über ihren Stirnen, dazu die blauen Kinderaugen sah, da lächelte er wieder: „Ella! Nella!“ Zu rufen vermochte er nicht, auch hätten sie ihn gar nicht hören können, da das stürmische Gebell des Hundes jedes andere Geräusch verschlang. Ob sie sich vor dem großen wilden Thier nicht fürchteten? ob sie es wagen würden hier zu landen? fragte er sich um so ängstlicher, je weniger er sich im Stande fühlte ihnen beizustehen — da horch! was war das? riefen sie nicht „Freitag“! und streckten sie nicht ihre Arme nach dem Ufer? und stürzte sich nicht Freitag in das Wasser? er, der Wasserflehene? und sprang er nicht mit einem Satz in das Boot und an den beiden Mädchen in die Höhe, daß sie sich seiner lachend kaum erwehrt? und war das nicht ein Jubeln und Umarmen, als ob zwei Schwestern einen todtgeglaubten Bruder wiederfänden?

Es war zu viel: das Boot, sein Boot, die beiden Mädchen, seine Spielgefährtinnen, der Hund, sein Freitag, den er selbst auf diesen Namen taufte, wie gehörte alles das zusammen? Ein Schwindel überfiel ihn und sein Kopf, den er, um besser sehen zu können, ein wenig aufgerichtet hatte, fiel um so schwerer wieder in das Gras zurück. Durch die halbgeschlossenen Augenlider sah er die zwei anmuthigen Gestalten sich ihm nähern — ihm deuchte, daß dies wohl das Sterben wäre und daß die Engel kämen ihn zu holen — dann sah und hörte er nichts mehr von allem: das Bewußtsein hatte ihn verlassen.

Doch war es nicht der Tod, der sich ihm nahte, und es waren weder Engel noch andere Phantasiegebilde, sondern wirkliche und leibhaftige Menschenkinder, die sich erst staunend und erschrocken, dann aber tief mitleidig über den anscheinend leblosen Knaben beugten. Und daß es auch geschiedte und resolute junge Menschenkinder waren, das zeigten sie, indem die Eine rasch mit irgend etwas, was sie bei sich hatten, Wasser schöpfte und ihm Gesicht und Hände damit wusch, die Andere aber eben so gewandt aus einem Fläschchen Rothwein in ein Glas goß und einen Bissen Brod damit befeuchtete, den sie an Hugo's festgeschlossene Lippen brachte. Nicht lange und die Lippen öffneten sich halb mechanisch, um das Brod zu nehmen. Es war dies wohl die beste Medicin für ihn, die belebende Wirkung zeigte sich fast augenblicklich. Die schweren Augendeckel hoben sich und der Kranke richtete sich, von seinen beiden Pflegerinnen unterstützt, langsam in die Höhe. Seine Augen irrten fragend von der einen zu der anderen, sie aber schüttelten die blonden Köpfschen,

ihn bedeutend, daß er still, ganz stille sein und jetzt nichts weiter thun als essen dürfe. Denn daß sie hier einen durch Hunger, Fieber und Entbehrung auf das äußerste erschöpften Menschen vor sich hatten, das sahen ihre guten klugen Augen nur zu deutlich. Sie reichten ihm abwechselnd einen Bissen Brod, ein Schnittchen Schinken und ließen ihn dazwischen immer wieder von dem Weine nehmen, der neue Kraft durch seine Adern strömte und dessen dunkles Roth bald einen schwachen Widerschein auf seine Wangen rief. Sobald er sich ein wenig erholt, zeigte er mit einer stummen bittenden Geberde nach dem Hunde, als welcher solcher Labung auch bedürftig sei. Die beiden Mädchen lächelten und nickten: „Gewiß! wir werden doch den Weiland nicht vergessen.“ —

„Den Weiland?“ fragte er — „ich rief ihn Freitag.“ —

„Wohl weil du hier den Robinson gespielt hast? Beter Hugo!“

„Ich — woher wißt ihr — seid ihr es denn wirklich?“ —

„Nicht reden! Ja! wir sind es wirklich“ — lachten beide.

„Ella und Nella?“ —

„Ella und Nella.“

„Ja — doch — wer ist die eine und die andere?“

„Die roth' und weiße da, das ist die Ella“ — „und hier die weiß' und rothe, das ist Nella — doch still! das ist noch viel zu große Anstrengung für dich — kann doch Papa den Unterschied kaum merken.“ —

„Das glaub' ich gerne,“ dachte Hugo, der trotz seiner Schwäche belustigt zusah, wie die allerliebsten Zwillingsschwestern Korb und Tasche vor dem Hunde leerten und ihm schließlich unter Scherz und Neckerei begreiflich machten, daß für jetzt nichts mehr zu haben sei. — „Weiland — wie kommt ihr zu dem Namen? — sagte er dann sinnend.

„Weil Papa so oft von weiland spricht — weiland, wo unsere Großmutter noch lebte — weiland, wo du und Onkel“ — die beiden Mädchen wurden roth, verlegen, und fuhren dann abwechselnd fort zu reden: weiland, wo wir noch hier so glücklich waren — weiland — wir sind nicht wieder hier gewesen“ — schlossen sie dann plötzlich.

„Und wie — wie kommt ihr eben jetzt hierher?“

„Das könnten wir dich besser fragen“ — meinte die weißrothe — er wußte nicht mehr, ob es Ella oder Nella war — als schon die andere, die roth-

weiße einfiel: „Hast du vergessen, daß er schweigen soll?“

„Wir kamen, weil wir Weiland bellen hörten — o er hat Sinne, wie ein Indianer“ — versicherten sie Hugo — „nicht wahr, du merktest, daß wir in der Nähe? du gutes Thier! du treuer Kamerad!“ Und nun folgte wieder eine Scene voll anmüthig-mitleidvollster Bärtlichkeit von der einen und ungestümen täppischen Liebkosungen von der andern Seite, aus welcher Hugo doch so viel erfuhr, daß sie den Hund für todt gehalten hatten. Mehr um nach seiner Leiche, als nach ihm zu suchen, waren sie heut auf den See gefahren, als sie — sie trauten anfangs ihren eignen Ohren nicht — sein Bellen hörten und, der Richtung seiner wohlbekannten Stimme folgend, an den Landungsplatz der Insel kamen. Sie hatten, wie sie nebenbei erwähnten, dieselbe ebenfalls seit Jahren nicht betreten; den Grund, den sie in zarter Scheu verschwiegen, kannte Hugo aus dem Briefe ihres guten Vaters. Auf seine Frage, wie es zugegangen, daß sie den großen Hund verlieren konnten, erzählten sie, einander schelmisch in die Rede fallend und ergänzend, daß sie vor 3—4 Tagen, dies ihr nagelneues Boot probirend, gleichfalls eine Wasserfahrt gehalten hätten. Dabei hatten sie sich, voll Neugier nach den ihnen fremden Waldungen des jenseitigen Ufers, weiter als jemals in den See gewagt und waren in einer kleinen allerliebsten Bucht gelandet — die ihm vielleicht bekannt sei? wie sie meinten. Hugo nickte: ja! Er kannte sie — hatte er doch daselbst das Boot gefunden! Da es draußen drückend heiß, im Walde aber so verlockend kühl und schön war, ließen sie Freund Weiland als Wächter bei dem Boote und gingen mit einander auf Entdeckungsreisen aus. Der Mundvorrath war sorglich mitgenommen und von all den hübschen Stellen, die sie fanden, die hübscheste zum Tafeln ausgesucht. Es währte lange und sie waren auf diese Weise weit vom Ufer abgekommen, als sie am Rande einer kleinen Lichtung Posto faßten, ihr Mahl verzehrten und — hier errötheten und stockten beide, während Hugo ihnen gutmüthig-lächelnd einhalf: „es war so heiß — ich habe auch geschlafen“ — — Ja! gestanden sie, sie hatten auch geschlafen, und sie mußten auch wohl sehr lange und sehr fest geschlafen haben, da erst das nahende Gewitter sie erweckte. Erschrocken eilten sie, sich in der Angst auch noch verirrend, an den Strand zurück; sie fanden auch die Bucht, doch — welch Entsetzen! — —

„Weder Boot, noch Hund“ fiel Hugo ein, der glühend roth geworden war und welcher fühlte, daß



jetzt an ihn die Reihe käme zu berichten: „Ihr glaubtet, jenes hätte euch der Sturm entführt, und dieser sei dem Boote nachgeschwommen und verunglückt?“ Sie nickten; freilich hatten sie das glauben müssen und sie erstaunten mehr und mehr bei Hugos Beichte; doch statt zu zürnen, wie er meinte, lachten beide herzlich: „Das war ja prächtig, Vetter Hugo! prächtig! Also die Waldfee hatte dir das Boot geschickt? Zwei Feen waren's!“ Und sie klatschten in die Hände. „Vielmehr zwei Wassernixen!“ rief die eine — Ella oder Nella? — und die andere bestätigte, wie pudelnah sie jenen Nachmittag auf dem Landwege nach Haus gekommen — doch auch wie traurig, ohne Hund und Boot! Das letztere sei noch am Abend von ihren ausgeschiedenen Leuten wieder aufgefischt, der Hund jedoch nicht aufgefunden worden. Was wunder, daß sie ihn ertrunken, vom Blitz erschlagen oder sonst verunglückt wähten. Auf's neue liebkosten sie den Gefundnen, Wieder-auferstandnen, ihn liebevoll scheltend: „Du treuer Freund und ungetreuer Wächter! warum bist du nicht bei dem Boot geblieben? ist dir die Zeit zu lang geworden? wie? gingst du auch auf Entdeckungsreisen aus? Hast dir ein weiches Plätzchen ausgesucht und hast — geschlafen? derweil der Räuber da dein Boot entführte?“ Hugo vertheidigte den Angeklagten, der seinen Kopf bei jedem dieser Vorwürfe um ein paar Zoll tiefer an die Erde neigte, indem er rühmte, mit welchem Eifer er dem Räuber des Bootes nachgeschwommen sei und wie wenig fehlte, daß er das Opfer seiner Pflichttreue geworden wäre. Plötzlich — er mochte wohl zu treu geschildert haben — stürzten beiden erst so heiteren Mädchen die Thränen aus den Augen und jede eine Hand des Veters fassend und sie herzlich drückend, dankten sie ihm für die Rettung ihres schwarzen Freundes. —

„Der nun auch der meinige geworden ist“ — sagte er, nicht weniger ergriffen in die Augen seines „Freitag“ blickend, die so treulich über ihm gewacht, ihn getröstet und die das Aeußerste, die Verzweiflung, von ihm fern gehalten hatten — „und der es bleiben darf?“ schloß er fast zaghaft fragend. „Versteht sich“ — nickte die rothweiße — er wußte plötzlich, daß es Nella war — lächelnd durch die Thränen, die ihr noch immer von den Wangen rollten, während Ella — sie war um einen Schatten ernster, als die Schwester — bis an das krause Schläfenhaar erröthete. „Aber — wird Onkel — wird dein Vater es erlauben, daß —“ sie stockte, schwieg, und die drei jungen Menschenkinder, die eben mit so vieler Freude ihren alten Freundschaftsbund erneuert hatten, sahen sich bedrückt einander

an. Sollten sie sich nur gefunden haben, um sich aufs neue zu verlieren? „Mein armer Vater!“ seufzte Hugo, dem mit der Erinnerung an den alten Brüderstreit ihre gegenseitige Lage wieder klar vor Augen stand und in dessen Herzen die Kindestreue mit der Neigung zu den liebenswürdigen Verwandten kämpfte. Mit Schrecken sahen ihn die Mädchen bleich und immer bleicher werden. „Sollen wir's ihm sagen?“ fragten sie einander. Ella nickte und Nella bog sich tröstend zu ihm nieder: „Vielleicht — Papa ist eben auf dem Weg nach Burgthof — vielleicht wird alles besser, als wir denken.“ — Freudig erstaunt sah Hugo zu ihr auf, dann schüttelte er wieder ernst den Kopf; er dachte an den zerrissenen Brief, an seines Vaters Zorn der gutgemeinten Mahnung gegenüber, an sein verstörtes Aussehn jenen Abend — mit einmal fuhr er jäh erschrocken in die Höhe: „Ihr wißt etwas, mein Vater ist sehr krank, er ist —“

„Nicht doch“ — beruhigten ihn die Cousinen — „er ist nur unwohl“ — sagte Ella leise, während Nella fortfuhr — „aber Frau Wunderlich — das ist ja wohl eure Wirthschafterin — scheint halb und halb den Kopf verloren zu haben. Sie hat Papa ein Briefchen zugeschickt.“ —

„Die alte Frau? die schreibt ja niemals Briefe.“ —

„Doch — doch — in Hieroglyphen, die wir freilich jetzt verstehen. Es sei etwas passirt, stand in dem Briefe, was Niemand ihrem Herrn zu sagen wage; der sei drei Tage ernstlich krank gewesen, doch nun verlange er so dringend nach dem Sohne, daß man keine Ausflüchte mehr machen könne, und da sie, Frau Wunderlich, von keinem näheren Verwandten wisse, so bitte sie Papa, zu ihm zu kommen —“

„Und darauf hin ist euer guter Vater —“

„Natürlich ist er darauf hin gegangen — wie sollt' er anders? ahnte ihm doch Schweres!“

„Und wenn — und wenn er abgewiesen würde“ — fragte Hugo kleinlaut.

„So“ — ein Blitz des Einverständnisses leuchtete von einem Paar der guten Mädchenaugen in das andere und wie aus einem Munde riefen beide Schwestern — „so bringt er ihm den todtgeglaubten Sohn!“

„Glaubt ihr, daß ich für todt gehalten werde? O — dann geschwind zu meinem armen Vater!“ Und ehe ihn die Mädchen hindern konnten, war Hugo aufgesprungen und zwei Schritte nach dem Boote zugehauert; jedoch schon beim dritten wäre er gestürzt, wenn er nicht rasch noch einen Baum umklammert und sich mit seiner letzten Kraft daran

erhalten hätte. Einen lauten Schreckensruf ausstoßend, eilten sie ihm nach und es half ihm nichts, daß er, die Zähne aufeinanderbeißend, sie seines vollkommenen Wohlbefindens versicherte — kurzathmend, kalten Angstschweiß auf der Stirne und vom Frost geschüttelt, gegen den kein inneres Wehren half, mußte er sich von den barmherzigen Samariterinnen an einen guten Platz geleiten und in ihre mitgebrachten Tücher hüllen lassen, worauf er in ein dumpfes Hinbrüten versank, es kaum bemerkend, wie zärtlich Weiland seine Hände leckte und wie wundervoll sich wieder See und Land in dem warmen Abendlichte färbten. Ella und Nella aber hielten flüsternd Rath, wer bei ihm bleiben und wer von ihnen gehn und Hülfe holen sollte — keine wollte die andere allein auf der öden Insel bei dem Kranken, keine aber auch die andere allein hinüber nach dem Festland lassen. Wenn Hugo — und das war nach Allem, nach den Aufregungen, Entbehrungen und dem Aufenthalte auf der feuchten Insel anzunehmen — an einer Art von Wechselfieber litt, so mußte sich der Anfall in der Abendluft und bei der Nähe der großen Wassermasse wiederholen — ja! er konnte, wenn sich erst die Nebel aus der Tiefe hoben, geradezu gefährlich für ihn werden. Ihn aber mit vereinten Kräften unter das mangelhafte Obdach des chinesischen Häuschens zu schaffen und dann erst entweder nach dem Herrenhaus in Burgthof oder nach dem eigenen Haus die Kunde von dem Aufgefundenen zu bringen — darüber wäre es stichdunkle Nacht geworden. — Sie sahen sich einander rathlos an: am einen Ende die um ihre Töchter gewiß schon längst besorgte Mutter, am andern der um seinen Sohn verzweifelnde Vater! und hier der auf den Tod erschöpfte, auf ihre Hülfe angewiesne arme Vetter Hugo! „Was thun?“ fragten sie mit schweren Herzen, als plötzlich Freitag-Weiland, der schon länger die Ohren gespitzt und von Niemanden beachtet, Zeichen großer Unruhe gegeben hatte, ein kurzes freudiges Gebell ausstieß. „Dort! dort!“ rief Nella, die der Richtung seiner Blicke folgte, in großer Aufregung der Schwester zu; sie deutete hinüber nach dem jenseitigen Ufer, wo jetzt auch Ella mehrere Gestalten bald unter den Bäumen vortreten, bald wieder dahinter verschwinden sah. Nicht lange und ihre anfangs von der Sonne geblendeten Augen erkannten einen großen schwarzen Gegenstand, den die Männer in das Wasser schoben. — „Ein Nachen!“ jauchzte Nella und „Gott sei Dank! ein Nachen“ — sagte Ella mit einem tiefen, tiefen Athemzuge — „wenn die Noth am höchsten —“

Deutsche Jugend. XV.

„Ist die Hülfe am nächsten“ — vollendete die Schwester. Sie faßten sich einander zitternd an den Händen und traten, so weit sie dies vermochten, auf der kleinen Landungsbrücke in den See hinaus. Sie riefen und winkten mit den Taschentüchern, doch die Entfernung war zu groß für ihre Stimmen und ihre Signale wurden offenbar noch nicht bemerkt. Die Männer in dem Boote mußten allzu angelegentlich beschäftigt sein — was hatten sie dort vor, was bedeuteten die langen Stangen, mit denen sie bald hier, bald da in's Wasser stießen, als ob sie seine Tiefe messen wollten? Die rosigten Gesichter wurden bleich bei dem Gedanken, der ihnen wie mit einem Schläge kam: sie suchten ihn — sie glauben ihn ertrunken — armer Dunkel! doch der auch ihre ganze Energie erweckte. „Hierher! ihr Leute! hierher!“ riefen sie mit vereinter Lungenkraft den langsam längst des Ufers näher treibenden entgegen; ihre Tücher an die Ruderstangen bindend und dieselben über Wasser schwenkend, bemerkten sie alsbald, daß, wenn auch ihre Stimmen nicht gehört werden konnten, das Signal gesehen wurde. Mitten durch den breiten Goldstrom, den die niedrig stehende Sonne von dem Ufer nach der Insel zog, kam der dunkle Nachen mit den schwarzen aufrecht stehenden Gestalten jetzt in gerader Richtung auf sie zu. Es war nicht möglich, jene zu erkennen; erst als sie sich mit Namen rufen hörten und der eine von den beiden Männern, die, einander stützend, weit nach vorn traten, mit dem freien Arme ihnen winkte, da jauchzten sie: „Papa! es ist Papa.“ — Wer aber war der andere, dem er, nachdem der Kahn gelandet, beim Aussteigen behülflich war, wie einem Kranken, oder einem, der seiner Sinne nicht mehr mächtig ist? War dieser große, aber schon gebeugte Herr in weißen Haaren mit dem bleichen, schmerzlich zuckenden Gesicht, war das der Dunkel, von dessen schöner stattlicher Erscheinung nicht nur die Eltern, sondern auch ihre eigenen Erinnerungen erzählten? Sie hatten keine Zeit, weder darüber nachzudenken noch zu fragen, denn plötzlich rief es hinter ihnen: „Vater! Vater!“ und Hugo, den sie seit mehreren Minuten fast vergessen hatten, stürzte nach der Landungsbrücke und in die Arme des weißhaarigen gebeugten Mannes, und beide hielten sich umfaßt, so fest, so heiß und stumm-bewegt, als ob sie sich für dieses Leben nicht mehr lassen wollten.

Bald lag Hugo zwar kraftlos und mit vor Fieber, aber auch vor Freude glänzenden Augen, warm und weich gebettet wieder auf dem Divan des chinesischen Häuschens. Windlichter, welche man zum Zweck des Suchens mitgenommen, brannten

auf dem Tisch der guten Großmutter und beleuchteten eine Gruppe, die für ihn die sichtbare Erfüllung seiner schönsten Träume bildete: Vater, Onkel und die beiden Schwestern in der herzlichsten Gemeinschaft theils um einander, theils um ihn bemüht! Man wartete auf die Rückkehr der nach beiden Herrenhäusern zur Beruhigung der dort Zurückgebliebenen, sowie zur Beschaffung von Stärkungsmitteln, Decken, Betten, einem Wagen und dergleichen ausgeschieden Boten, um den Patienten möglichst bequem durch Nacht und Nebel in das väterliche Haus zu schaffen. Hugo, anscheinend ruhig, lauschte mit innerer Erregung auf das, was jene mit einander sprachen, und ob sie dieses auch sehr leise thaten, so erfuhr er doch so viel, um sich den Zusammenhang der Dinge trotz seiner geschwächten Sinne zu erklären. Es war, wie er und beide Mädchen es gefürchtet hatten. Sein Vater war, zum Theil in Folge jener Aufregung durch den Brief des Bruders, nicht unbedeutend krank gewesen, und da er sich in seiner schroffen Weise, die die Maske eines nur zu weichen Herzens war, sowohl den Arzt als andere Störungen verboten hatte, so wagte Niemand, ihm von Hugo's Ausbleiben zu sagen, von dem man ja nicht einmal wußte, ob es nicht mit seiner eigenen Bewilligung geschah. Diese letzte Hoffnung, an der Frau Wunderlich in ihrer Angst festhielt, mußte freilich schwinden, als Herr Burgt nach seinem Sohn verlangte und zu gleicher Zeit die heimlich von ihr ausgeschieden Leute Hugo's aus dem See gefischte Mütze brachten. Da schrieb sie jenen halb verwirrten Brief an seinen Onkel. Der kam und fand die alte Frau in einer an Wahnsinn grenzenden Verzweiflung, die ihn mit ihrer Ungeschicklichkeit versöhnte, seinen Bruder aber, der soeben erst das Furchtbare vernommen, in einem Zustand, der ihn tief erschütterte. Von dem alten Streit war keine Rede; der Sinkende klammerte sich an den Stehenden und dieser that, was einzig noch zu thun war: er nahm den willenlosen und gebeugten Mann mit hinaus, um durch Nachforschungen an Ort und Stelle entweder die Wahrheit oder die Grundlosigkeit der Vermuthung darzuthun, daß Hugo beim Weidenhauen — man hatte sein Handwerkszeug, sowie das

angefangene Floß gefunden — in den See gestürzt und darin verunglückt sei. Wie sich dieser Gedanke als ein von Gott eingegebener erwiesen hatte, wissen wir; Hugo aber faltete die Hände unter dem Ueberroche seines Vaters, den dieser sorglich um ihn hergebreitet hatte, und dankte dem Geschick, das alles dieses so gefügt und zugelassen hatte, damit der dunkle Schatten aus ihrem Leben weichen, der Wunsch der guten alten Großmutter sich erfüllen und die beiden sich so nahe stehenden Familien fortan das Band der innigsten Verwandtenliebe umschließen sollte.

Daß die Insel wieder wie in früheren Jahren der Mittelpunkt ihrer häufigen Zusammenkünfte wurde, bedarf wohl nicht erst der Versicherung. Das erste Fest, das man darauf beging, war das Genußfest des Glücklichen, dessen Freude gleichgroß wie seine Ueberraschung war, als er nicht nur den Götter- oder Eintrachtstempel, das chinesische Häuschen und den Melusinenbrunnen nach dem Wunsche seines Onkels in ihrer ursprünglichen Gestalt wieder hergestellt, sondern auch die Anlagen und Wege und zwar im Geiste seines Vaters verschönt, erneuert und geordnet fand. Erkannte er doch daraus, wie die Brüder jetzt zusammenstimmten und wie der eine dem andern zu Liebe that, was sie vermochten! Ihm aber, den seine kurze Robinsonade auf der Insel hinterher, nachdem sich alles noch so gut gewendet, ein gar köstliches Erlebnis deuchte, war die Erinnerung daran so theuer, daß er sie kaum einmal dem liebsten seiner Freunde zu erzählen wagte, wie viele derselben auch später kommen und die Burgthofer Herrlichkeiten mit ihm theilen durften. Um so häufiger unterhielt er sich mit seinem „Freitag“, der diesen Namen zur Erinnerung behielt und in dessen Besitz sich das jugendliche Kleeblatt künftig theilte, von den Leiden und Freuden jener gemeinschaftlich durchlebten Tage; und wenn ihn dann der Hund so treu anblickte, daß an seinem Verständniß nicht zu zweifeln war, Ella und Nella in der Nähe lachten und die gute Tante zwischen den beiden Brüdern auf das heiterste vermittelte, so hätte er gern das Zehnfache erduldet, um dieses nimmer mehr erhofften Glückes willen, das er jetzt mit den Seinigen genoß.

### Persische Vierzeilen. Von Heinrich Viehoff.

Willst du ein Buch, ein Menschenherz durchdringen,  
Mit bloßem Scharfblick wird es nicht gelingen;  
Du mußt dein Herz vor Haß und Mißgunst wahren,  
Mußt zum Verstand auch Lieb' entgegenbringen.

Wenn deß ein Tausendstel nur haften bliebe,  
Was in des Lebens zügellosem Triebe  
So viele Menschen Tag auf Tag verschlingen!  
Sie schöpfen Labetrunk in einem Siebe.

## Alsen 1864.

Von

Fedor von Köppen.



Bei stiller Nacht im Alsenfjund  
 Da schwimmen hundert Rähne;  
 Der Däne liegt auf festem Grund,  
 Verschanzt bis an die Rähne.

Die Kugel pfeift und streift die Flut,  
 Sie rudern desto stärker,  
 Die Woge schwillt, es wallt das Blut  
 Der tapfern Ufermärker.

Den letzten Weg im bunten Schwarm  
 Zu Fuße durch die Wellen,  
 So stürmen sie vom Meeresarm  
 Die steilen Uferschwellen. —

Und andre Rachen treiben her,  
 Umzückt von Feuerstrahlen,  
 Und wieder naht ein schwimmend Heer  
 Breitstämmiger Westfalen.

Sie springen schwer von Schiffes Bord,  
 Boran die Bajonette;  
 Westfalen hier — und Märker dort,  
 Sie stürmen um die Wette.

Und ist der Feind im Truze stark,  
 Sie sind in Treue stärker,  
 Es bricht den Truz von Dänemark  
 Die Eisenfaust der Märker.

Ganz Alsen frei vor Morgenrüh',  
 Erbeutet Stück und Wagen;  
 Mach' Frieden, Däne, oder flieh',  
 Far well nach Kopenhagen.

Den schirmst du dich durch Meer und Schanz',  
 Wir wissen Weg zu bahnen. —  
 Heil König Dir im Siegeskranz,  
 Gott segnet Deine Fahnen! —

## Deutsche Kaiserbilder.

Von Fedor von Köppen.

Mit Original-Zeichnungen von Woldemar Friedrich.

Heinrich der Vierte. III.

(Schluß).



### 4. Die Söhne wider den Vater.

Mag sich freuen oder trauern, wer will; wir sind mit Gottes Hülfe wieder da!" — mit diesen Worten verkündete der Kaiser den Deutschen im Frühjahr 1085 seine Rückkehr auf deutschen Boden, und in der That waren die Gefühle sehr getheilt, die seine Ankunft in Deutschland erregte. Manches hatte sich hier während seines Aufenthalts in Italien geändert. Von seinen alten Feinden war Otto von Nordheim gestorben (1083). Der schwächliche Gegenkönig Hermann von Lützelburg vermochte sich nicht zu behaupten; er verzichtete auf die Krone und fand bald darauf beim Berennen seiner eigenen Burg, als er die Wachsamkeit der Besatzung auf die Probe stellen wollte, einen ruhmlosen Tod durch einen Steinwurf. Aber noch immer war Deutschland in zwei Lager gespalten. Die eine Partei hielt zu

Rom und dem von den Anhängern Gregors in Rom gewählten Papst Urban II., die andere zum Kaiser und dem von ihm eingesetzten Papst Clemens III. Zu der ersteren gehörte vor allen der streitlustige Herzog Welf von Bayern, und der Einfluß dieser Partei ward für den Kaiser um so bedrohlicher, als es dem Papst Urban gelang, eine Vermählung des siebzehnjährigen Sohnes jenes Welf mit der alternenden Markgräfin Mathilde von Toscana, Heinrichs Hauptfeindin, und somit eine Verbindung der beiden mächtigsten Häuser in Deutschland und Italien zu Stande zu bringen.

Während in Deutschland Verwirrung und Fehdewesen noch in schrecklicher Weise fortbauerten, ging Heinrich (1090) noch einmal nach Italien, um seinen Papst Clemens III. zu beschützen und die Markgräfin Mathilde als die eigentliche Anstifterin so vielen Unheils zu bekämpfen. Anfangs ging ihm dort Alles nach Wunsch. Die Ritter der Markgräfin und ihr

Gemahl, der junge Welf, mußten vor ihm die Flucht ergreifen; viele Festen und Burgen fielen in seine Hände. Die große Gräfin rettete sich nach Canossa. Dieses Mal erschien Heinrich nicht im Bußkleide vor der verhängnißvollen Burg; aber auch mit dem Schwert in der Hand vermochte er sich nicht den Zugang zu öffnen, und ein Handstreich auf ihre Mauern mißlang. Schwereres Unheil, als von den Waffen seiner Gegner, drohte ihm aus dem Schoße seiner eigenen Familie.

Heinrichs erprobte Rathgeberin und Lebensgefährtin Bertha hatte (27. Sept. 1087) die Augen für immer geschlossen; sie hätte vielleicht, wenn ihr ein längeres Leben vergönnt gewesen wäre, vieles Unglück verhüten können, das in der Folgezeit über Heinrich hereinbrach. Sie hatte ihm zwei Söhne hinterlassen, Konrad und Heinrich, von welchen der erstere bereits zu seinem Nachfolger in Deutschland gekrönt war. In einer unglücklichen Stunde hatte dann Heinrich einen zweiten Ehebund mit der russischen Prinzessin Praxedis geschlossen, die in Deutschland Adelheid genannt wurde und sich später als das rechte Gegenbild der treuen Bertha erwies.

Mit Heinrich war auch dessen Sohn Konrad nach Italien gezogen, und hier gelang es den Feinden Heinrichs, das Herz dieses tapferen Jünglings zu umstricken und ihn zum Treubruch gegen den eigenen Vater zu verleiten. Sie flüsteren ihm zu, daß die Pflichten des gläubigen Christen gegen die Kirche höher stünden als diejenigen des Sohnes gegen den Vater, und lockten ihn mit solchen Verführungskünsten in ihr Lager. In Mailand ließ sich der verblendete Jüngling zum König krönen und entzog so dem Kaiser die Herrschaft über Oberitalien (1093).

Nun erschien auch Heinrichs zweite Gemahlin, die treulose Adelheid, in Italien. Sie hatte wohl gehofft, als Kaiserin ein Leben in Glanz und Ehren zu führen; da sie sich getäuscht sah, gesellte sie sich als Anklägerin ihres eigenen Gemahls zu seiner Feindin Mathilde. Das war zu viel für Heinrich. Ein müder Kämpfer zog er sich in eine Burg Oberitaliens zurück und wagte nichts mehr gegen seine Feinde. Im Frühjahr 1097 ging er über die Alpen zurück, Italien seinem Schicksal überlassend, um wenigstens in Deutschland seine Herrschaft zu behaupten.

Nur zu bald bereute Konrad, daß er sich den Feinden seines Vaters zum Werkzeuge hingegeben hatte. Sowohl Papst Urban als die Markgräfin Mathilde ließen ihn im Stiche, sobald sie seiner gegen den Kaiser nicht mehr bedurften. Von seinen Anhängern verlassen, von Gewissensbissen gequält,

starb er in der Einsamkeit in seinem siebenundzwanzigsten Lebensjahre zu Florenz (1101). Das Volk erzählte sich, seine frühere Beschützerin, die Markgräfin Mathilde, habe ihm den letzten Trank gemischt. —

Trostlos sah es gegen den Ausgang des elften Jahrhunderts in Deutschland aus. Die Achtung vor dem Geseze und der kaiserlichen Majestät war dahin. Jeder suchte sich selbst Recht zu nehmen; denn es fehlte der gebietende Arm, der den Uebermüthigen niederhält und den Frevler straft. Von den Rheingegenden, von Frankreich, Lothringen, Schwaben her zogen ungeheure bewaffnete Volkshaufen durch Deutschland nach den Ländern der unteren Donau; denn eine große und merkwürdige Bewegung hatte die christlichen Völker des Abendlandes ergriffen. Der Papst Urban II. hatte die gesammte Christenheit aufgerufen, um das Land und die Stätten, wo der Heiland dereinst gelebt und gewaltet, im fernen Osten aus den Händen der Ungläubigen zu befreien. Tausende und aber Tausende hefteten das Kreuz auf die Schulter und griffen zu den Waffen. Aber die ungeordneten Schaaren, welche den ritterlichen Kreuzheeren vorausgezogen, folgten nicht dem frommen Herzenstrieb, sondern der Begierde nach Gewinn und Beute. Sie bezeichneten ihren Weg in Deutschland durch Unthaten und durch die berüchtigten Judenverfolgungen.

Um diese Zeit kehrte der Kaiser nach siebenjähriger Abwesenheit aus Italien nach Deutschland zurück, noch im vollen Mannesalter, aber gebrochenen Muthes und nur von Gedanken des Friedens und der Versöhnung erfüllt. Auch er sehnte sich danach, sein unruhiges Leben durch ein frommes Werk, einen Kreuzzug nach dem heiligen Lande zu beschließen. Aber schon drohte neuer Verrath in seiner nächsten Umgebung.

Nach Konrads Abfall hatte Heinrich nur noch einen Sohn, — der seines Vaters Namen trug. Ihn hatte der Kaiser bald nach seiner Rückkehr in Aachen zu seinem Nachfolger und zum König krönen lassen, nachdem er in Gegenwart der Großen des Reiches auf die heilige Lanze feierlich gelobt hatte, daß er sich nie auf die Wege seines Bruders Konrad verlieren, nie bei Lebzeiten des Vaters seine Hand nach der Herrschaft ausstrecken wolle (6. Jan. 1099). Der junge Heinrich zählte damals erst achtzehn Jahre; er war klug und verständig und mit manchen Herrschergaben geschmückt. Deshalb ließ der Kaiser ihn auch an den Regierungsgeschäften theilnehmen und freute sich, daß er Ansehen unter den Fürsten genoß; er hoffte, daß der Sohn ihm

die grollenden Herzen versöhnen und daß er ihm einst in Frieden Krone und Reich vererben würde. Die Fürsten aber streuten bösen Samen in das Herz des Jünglings, mit dem sie gerne die Freuden der Jagd und des Gastmahls theilten. „Sieh wohl zu,“ sprachen sie zu ihm, „daß du bei rechter Zeit das Scepter ergreifst; denn der Sohn des Gebannten wird nicht so leicht Gehorsam finden. Noch ist es Zeit, dich von ihm und seinem Thun loszusagen und dir die Krone zu sichern, die dir sonst ein Anderer nimmt. Wir selbst wollen dir beistehen und dich an des Vaters Statt auf den Thron erheben.“ —

Gerne hörte der Jüngling auf die Stimmen, die seiner Herrschlust schmeichelten, aber er trug Bedenken wegen seines Eides. Und wieder beredeten ihn Andere, die dem römischen Papste zugethan waren: „Ein Eid, der einem Gebannten geschworen ist, bindet nicht. Es ist ein frommes Werk ihn zu lösen, und der Papst selber spricht dich deines Eides ledig, wenn du diesem Kaiser den Gehorsam kündigt.“

Papst Paschalis II., welcher nach Urbans II. Tode (1100) von den Römern gewählt war, hatte nämlich soeben die Bannflüche seiner Vorgänger gegen den Kaiser erneuert, so sehr auch dieser um die Versöhnung mit dem Papste bemüht war.

Durch solche Einflüsterungen ward auch der letzte Sohn dem Kaiser abtrünnig gemacht. In Bayern, wohin König Heinrich, der Sohn, sich heimlich begab, gesellten sich die unzufriedenen Großen zu ihm; noch größeren Anhang fand er bald darauf in Sachsen (1105). Alle Gegner des Kaisers scharten sich um den unnatürlichen Sohn, der unter dem Schein der Demuth und Frömmigkeit seinem Vater Krone und Reich zu entreißen trachtete.

Mit schwerem Herzen griff der Kaiser zum Schwerte und zog ihm entgegen. An dem Flusse Regen, der bei Regensburg zur Donau fließt, standen die Heere des Vaters und des Sohnes drei Tage lang kampfbereit einander gegenüber. Aber durch das kaiserliche Lager schlich Verrath. Im entscheidenden Augenblicke weigerten sich die wenigen Fürsten, die noch auf des Kaisers Seite standen, für ihn zu kämpfen, und das Heer löste sich auf. Der Kaiser flüchtete nach Mainz und von dort weiter den Rhein abwärts nach Köln.

In dieser Zeit der Noth fand der unglückliche und verrathene Kaiser noch einen Bundesgenossen, nämlich die Treue der deutschen Bürger. Die wackeren Männer von Mainz, Worms, Speyer, Köln standen auch jetzt fest zum Kaiser, und mit ihrer Hülfe brachte dieser bald ein neues Heer auf, mit

welchem er abermals gegen die Empörer zog. Bei Coblenz näherten sich die beiden Heere, der Kaiser auf dem linken, der König auf dem rechten Ufer des Rheinstroms. Aber Heinrich der Sohn fürchtete das Gottesurtheil der Schlacht und ließ den Vater um eine Zusammenkunft bitten, welche dieser arglos gewährte.

Der Kaiser war tief erschüttert von dem Wiedersehen. Er vergaß, daß die Hand, welche ihm jetzt zur Versöhnung geboten ward, noch soeben das Schwert wider ihn erhoben hatte; — war er doch der einzige Sohn, das letzte Reiz von dem alten mächtigen Stamme der Salier. Thränen liefen über seine gefurchten Wangen herab; überwältigt von einander widerstrebenden Gefühlen, fiel er vor dem Sohne nieder und rief: „Heinrich, höre auf, mich zu verfolgen! Habe ich gesündigt, so wird Gott über mich richten; aber es ist wider Gottes und der Menschen Gesetz, daß der Sohn den Vater zur Rechenschaft zieht!“ —

Mit scheinbarer Reue bekannte der Sohn sein Unrecht und bat um Verzeihung. „Dies Eine nur gewährt mir, Vater,“ bat er heuchlerisch, „daß ich Euch mit dem Papste und der heiligen Kirche versöhnen darf, damit alle Zwietracht im Reiche beendet sei. Dann wollen wir nach Mainz hinaufziehen und vor den dort versammelten Fürsten Zeugniß ablegen, daß der Friede zwischen Vater und Sohn wiederhergestellt ist.“

Einen so frohen Tag hatte Kaiser Heinrich lange nicht gehabt, als diesen, an dem er das Herz seines Sohnes wiedergefunden zu haben glaubte. Vertrauensvoll willigte er in Alles, was dieser begehrte.

Als Heinrich der Sohn das stattliche Heer sah, welches dem Kaiser gefolgt war, sprach der Arge: „Ist es jetzt nicht überflüssig, daß wir mit Kriegsmacht durch das Land ziehen, da unsere Herzen versöhnt sind? Wir wollen unsre Krieger in die Heimat entlassen; fortan soll ja Friede im Reiche sein.“ —

Auch dazu ließ sich der schwache Kaiser bereden und behielt nur ein kleines Gefolge bei sich. So ritten sie am folgenden Morgen einträchtig am Rheinstrom hinauf bis zum Königshof in Boppard, wo sie rasteten, und am nächsten Tage weiter nach Bingen. Heinrich ritt an der Seite des Sohnes in die Stadt ein und nahm sein Nachtquartier auf der Burg. Als er sich durch die Nachtruhe gestärkt hatte und zum Fenster hinausblickte, sah er die Burg von Bewaffneten umstellt und die Gassen der kleinen Stadt unten mit Reifigen gefüllt. Es waren Kriegsschaaren, welche der Sohn während der Nacht heim-

lich herbeigeführt hatte. Nun trat er selbst vor den Vater und sprach: „Vater, es ist besser, Ihr geht nicht nach Mainz, wo die Euch feindlichen Fürsten zusammenkommen. Ich habe die feste Burg Böckelheim hier in der Nähe für Euch ausgewählt, wo Ihr in Frieden und unter sicherer Bewachung das Weihnachtsfest feiern mögt.“ —

Da erkannte der Kaiser, daß er betrogen und daß er ein Gefangener in den Händen seines Sohnes war, und rief: „O Heinrich, so möge Gott richten zwischen dir und mir; Er weiß, das ich stets das eine Ziel vor Augen hatte, dich zu einem tüchtigen Manne und mächtigen Fürsten zu machen!“ —

Gebrochenen Herzens ging der Kaiser unter starkem Geleite nach dem Schlosse Böckelheim, das sich in einem Winkel des Nahethals in tiefster Einsamkeit auf kahlem Felsen erhebt. Still und einsam war das Weihnachtsfest, welches er dort verlebte. Keine frohe Stimme schallte zu ihm herauf, kein Tisch war für ihn gedeckt, auch die Glocken der Burgkapelle läuteten nicht für den Gebannten. Dennoch war er nicht vergessen von der Liebe Gottes und der Menschen. Als er am Christabend einsam in seiner Kammer saß, ward leise an die Thür geklopft und ein Kind trat zu ihm herein mit blondem, lockigem Haar und sanften, freundlichen Augen. Es war des Burgvogts Töchterlein. Als die Eltern die Christbescheerung für die Kleine bereitet hatten, war sie in Thränen ausgebrochen und hatte statt aller Liebesgaben für sich nur um die eine Freude gebeten, dem bleichen Manne oben im Schlosse Speise und Trank bringen zu dürfen. Mit frohen Blicken, weil ihr diese Bitte gewährt war, kam sie jetzt zu ihm mit Speise und stärkendem Wein. Da faltete der Gebannte die Hände über dem Haupte der Kleinen und flehete Gottes Segen auf sie herab. Der Segen ging in Erfüllung. Sie ward später die berühmte Abtissin des nahen Klosters Disibodenburg und führt in der christlichen Legende den Namen der heiligen Hildegard.

Für den unglücklichen Kaiser gab es nur ein Mittel, sich der schmählichen Haft zu entziehen.

Die Boten des Königs drohten, daß der Kerker sich ihm nicht eher öffnen würde, als bis er die Reichskleinodien ausgeliefert und dem Throne für immer entsagt haben würde. Der tiefgebeugte Mann entschloß sich auch zu diesem schweren Schritte. Er gab Befehl, die Zeichen seiner kaiserlichen Würde — Krone, Scepter, Schwert und Lanze, — die er seinen Getreuen auf der festen Burg Hammerstein zur Aufbewahrung anvertraut hatte, den Boten Heinrichs des Sohnes zu übergeben, und folgte seinen Führern zum Fürstentage nach Ingelheim.

In den Räumen der Kaiserpfalz, wo einst Karl der Große in Macht und Herrlichkeit gewaltet hatte, waren der König, die dem Kaiser feindlich gesinnten Großen und die päpstlichen Gesandten versammelt, um Zeugen seiner Demüthigung und Thronentfugung zu sein. Die päpstlichen Gesandten forderten ihn auf, das Bekenntniß seiner Schuld abzulegen und sich selbst des Thrones für unwürdig zu erklären. Mit zerknirschem Gemüthe rief der Kaiser dem Sohne zu: „O Sohn, Sohn, dulde nicht, daß deinem Vater solche Schmach widerfahre!“ — Aber der Sohn stand mit abgewandtem Antlitze und hatte weder Blick noch Herz für den Vater. Da leistete der Kaiser auf die Krone Verzicht, aber er verweigerte das Schuldbekenntniß.

Dem abgesetzten Kaiser ward die Pfalz zu Ingelheim als Wohnsitz angewiesen. Als er die Absicht des Sohnes erkannte,

ihn auch hier als Gefangenen zu behandeln, floh er nach Lüttich zu dem ihm befreundeten Bischof Otbert. Auch hier verfolgte ihn der Sohn, aber der Bischof und die Lothringer beschützten ihn, und im Rücken des neuen Königs erhoben sich die treuen rheinischen Städte für den rechtmäßigen Herrn und Kaiser. Die Bürger von Köln versagten dem meideidigen Sohne den Eintritt in ihre Stadt und schlugen alle Angriffe auf ihre Mauern mit Todesverachtung zurück. Schon drohte der unselige Krieg zwischen den Heeren des Vaters und des Sohnes in den Rheingegenden von neuem auszubrechen, — da trat eine unerwartete Wendung ein.

Im Lager der königlichen zu Aachen erschienen



*(Fogelmejer)*

Gesandte aus Lüttich und brachten dem Könige Heinrich V. Ring und Schwert des Vaters als seine letzte Gabe und dazu seinen letzten Gruß an den Sohn: „Mögest du mehr Treue im Leben finden, als ich fand! — Von Gram und Kummer gebeugt, war Kaiser Heinrich IV. am 7. August 1106 zu Lüttich sanft und friedlich aus dem Leben geschieden.

Viele Thränen wurden um ihn geweint; denn er war ein Freund der Bürger, ein Beschützer der Armen und Bedrängten gewesen. Viele von seinen Vergehungen fallen denen zur Last, die seine Jugend ihm verkümmert und manchen edlen Keim in ihm erstickt hatten. Er vermochte nicht zu der sittlichen Würde und Hoheit sich emporzuschwingen, vor welcher Arglist und Bosheit der Gegner zu Schanden werden; aber was er gefehlt, hat er schwer gebüßt, und sein Unglück war größer als seine Schuld. Darum gebührt ihm für alle Zeit die Theilnahme der Gerechten.

Der Haß seiner Widersacher dauerte über seine Gruft hinaus. Sie gönnten dem Todten nicht die Ruhestatt in geweihter Erde, weil er im Banne gestorben war. Auf einer Insel der Maas ward der Sarg mit den Gebeinen des Kaisers in einer noch ungeweihten Kapelle niedergesetzt. Kein Todtenamt ward für ihn gehalten; nur ein fremder Mönch,

der von einer Wallfahrt nach Jerusalem zurückgekehrt war, las Tag und Nacht Bußpsalmen an dem Kaisersarge.

Neun Tage nach Heinrichs Tode ward der Sarg nach Speyer gebracht und auch hier so lange unbestattet in einer ungeweihten Kapelle aufgestellt, bis König Heinrich V. — fünf Jahre nach dem Tode seines Vaters — vom Papste Paschalis II. die Lösung des Bannes erzwungen hatte. Zahlreiche weltliche und geistliche Herren — mehr, als jemals dem lebenden Kaiser gehuldigt hatten, — umstanden den Kaisersarg, als er am 14. August 1111 im Dome zu Speyer in die Gruft der salischen Kaiser hinabgesenkt wurde. Unter ihnen befanden sich Herzog Friedrich von Hohenstaufen der Jüngere, durch seine Mutter Agnes Enkel Heinrichs IV., Vater des späteren Kaisers Friedrich Barbarossa, und Graf Friedrich von Hohenzollern. Die Bürger von Speyer schmückten den Sarg mit frischen Kränzen und erneuerten hier das Zeugniß der Liebe und Dankbarkeit



für den mildthätigen Kaiser. Sie ehrten sein Andenken noch lange Zeit durch jährliche Wallfahrten zu seiner Gruft und durch Spenden an die Armen; denn den bittersten Groll und Haß überdauert und überwindet die unwandelbare Treue.

(Fortsetzung der Kaiserbilder folgt.)

### Sprüche von Friedrich Güll.

Das ist der rechte Ehrenmann,  
Der Ehren wohl entbehren kann,  
Der, wo er seine Ehre wahrt,  
Nur Gottes Ehre offenbart.

Das, was du sagst, soll wahr sein,  
Das, wie du's sagst, soll klar sein,  
Klug soll auch das Warum sein,  
Sonst wär' es besser — stumm sein.

Du mußt dich im Leben  
Vor allem bequemen,  
Erst vollauf zu geben  
Und dann erst zu nehmen.

Der beste inhaltreichste Spruch  
Bleibt nur ein todt's Blatt im Buch,  
Verwirklicht ihn nicht ernstes Streben  
Und gibt ihm durch die That erst Leben.



## Schweizer Sagen.

Erzählt von

Adolf Frey.

Original-Zeichnung von Woldemar Friedrich.

I.

### Der Friesenweg.

**I**m Saanenlande im schweizerischen Kanton Bern hört man in gewissen Nächten plötzlich ein entsetzliches Donnern und Krachen durch die Lüfte gehen und ein Sausen und Brausen in den Wäldern, wie wenn hundert Lawinen von den Höhen herunterstürzen würden. Bald ertönt der dumpfe Ruf von Harthörnern und der Klang von Heerdenglocken in allen Thälern, in welchen vor alten Zeiten das Volk der Friesen seine Heimstätten aufgeschlagen hatte. Damals mußte nämlich je der zehnte Mann aus dem vom Wasser verheerten Friesenlande ausziehen, und nach langem Suchen wählten diese heimatlosen Wanderer in den Schweizerbergen ihren dauernden Wohnsitz, reuteten den Wald aus und bekämpften die wilden Thiere. Aber selbst im Grabe noch können sie ihre alte Heimath nicht vergessen; von Zeit zu Zeit steigen sie aus den grauen Gräften empor, schaaren sich zusammen und ziehen auf eben dem Wege, den sie bei ihrer Einwanderung beschritten hatten, hinunter an die Ufer der Nordsee. Im Sturmesflug kehren sie noch in der nämlichen Nacht zurück, sobald das Rauschen der Meereswogen an ihr Geisterohr geklungen. Dann legen sich die Helden wieder still und zufrieden in ihre Jahrhunderte alte kühle Ruhestatt, bis es, nach vielen Monaten oder gar Jahren vielleicht, in den Lüften wieder urplötzlich zu krachen und zu tosen beginnt: wieder klingt dann geheimnißvoll der dumpfe Ruf der Kriegshörner und wieder raffen sich die schlummernden Geister auf, um in gedankenraschem Fluge den unvergeßlichen Boden heimzuzsuchen.

Dieser Friesenzug hat noch keinem etwas Leidesthan, der ihn unbehindert seines Weges gehen ließ; aber von diesem Wege selbst weichen die von Heimweh getriebenen Helden weder nach rechts noch nach links auch nur um eines Fingers Breite ab, und so hat er denn seit unvordenklichen Zeiten genau die nämliche Richtung und Größe. Es darf deswegen kein Haus auf dem „Friesenweg“ gebaut werden, sonst wird es beim nächsten Zuge entweder auseinandergerissen oder wie von einer Lawine hinweggefegt. Uebrigens kennt man diesen unveränderten

und unveränderlichen Weg wohl und es giebt im Saanenlande genug alte Leute, die dem Unkundigen genauen Bescheid über denselben zu ertheilen im Stande sind.

Trotzdem war einst auf einer Alpe der Melkstall einer Sennhütte aus Unbedachtsamkeit mitten auf den Friesenweg gebaut, die Thüren desselben aber durch glücklichen Zufall gerade da angebracht worden, wo der Friesenweg ein- und ausmündete. Wenn daher Abends das Vieh gemolken und, wie es in den Alpen Sitte ist, wieder aus dem Stall ausgetrieben war, so brauchte man nur die Thüren sperrangel offen zu lassen; und so oft auch der Friesenzug durch das Gebäude brauste, so wurde es doch nie beschädigt noch einem der Bewohner ein Leid zugefügt.

Einst aber ergriff den Besitzer dieser Alpe die Sehnsucht nach den Seinigen und er beschloß, Weib und Kind drunten im Thale aufzusuchen; vorher aber nahm er noch den Meisterknecht (so heißt in den Schweizer Alpen der Oberknecht) auf die Seite und legte ihm ernstlich an's Herz, ja die Thüren des Stalles während der Nacht nicht zu schließen, damit die Friesen ungehindert ihres Weges ziehen könnten, wenn sie etwa die Heimath wieder auffuchen sollten. Kaum hatte er sich entfernt, so verlachte der Meisterknecht die wohlgemeinten Rathschläge und wurde mit den anderen Knechten einig, den Friesen den Weg zu verlegen. Sie verriegelten die Thür und legten sich lachend auf ihre Heulager. Aus dem ersten Schlummer jedoch weckte sie ein furchtbares Rollen und Krachen. Bald auch hörten sie den Schall von Kriegshörnern, das Gewieher von Pferden, das Gebell von Hunden, den Befehlsruf von Heerführern und das Geklirr von Waffen. Näher und näher kam das Getöse, schon konnte man den klirrenden Schritt geharnischter Männer und das Getraße von Pferden unterscheiden; endlich pochte es donnernd an die Thür und dreimal erscholl dumpf der Ruf: „Thüet uf die Thür, wan d's Friesenwoldch wollt grad derdür!“ (Thut auf die Thür, das Friesenwoldch will hindurch!)

Zitternd und zagend saßen die Knechte auf ihren Lagern und keiner konnte sich entschließen, den verlegten Weg frei zu geben und die begangene Schuld

gut zu machen. Da wurde plötzlich das ganze Dach der Sennhütte sammt den vielen zentnerschweren Steinen, die darauf lagen, wie von Geisterhand in die Höhe gehoben, so daß die zum Tode Erschrockenen die Sterne am Himmel glänzen sahen; dann ward es langsam wieder herniedergelassen. Jetzt erkannte der Meisteknecht, daß noch Schlimmeres zu erwarten stehe, wenn die Thüre nicht geöffnet würde, und da er wohl fühlte, daß bloß sein Muthwille die Ursache der unheimlichen Begebenheit war und er deshalb mit Fug und Recht den

Hörner über den blonden Locken der Männer emporragten, auf den breiten Schultern trugen sie lange Speere oder gewichtige Streitäxte und an den Hüften hingen ihnen lange breitklingige Schwerter, während den linken Arm ein gewaltiger Eisenschild deckte. Ihnen folgten Reiter mit Flügelhelmen, auf deren blankem Metall die Sterne sich spiegelten, hinter diesen schritt wieder Fußvolk einher, dem große Karren nachgeführt wurden, auf denen Weiber mit Säuglingen an der Brust saßen; stinkfüßige Zungen und zottige Hunde liefen neben ihnen her. An dieses



schweren Gang thue, so rief er hinunter: „In des Herrn Namen, ich thu auf!“ und nahm, nachdem er heruntergestiegen war, die Verschlussbölzer weg.

An der Wand neben dem Thüreingang stehend konnte er sich nun von den Gestalten überzeugen, an die er nicht geglaubt hatte. Denn kaum war das Thor erschlossen, so schritten Männer einher, die ihn um Haupteslänge überragten, und boten ihm freundlich einen guten Abend. Dann rauschte mit Windesschnelle ein ganzes unzählbares Heer an ihm vorbei. Die Streiter waren in wehende Stierhäute gekleidet, deren

Wagenheer schlossen sich wieder Reifige und so ging es immer fort und wollte kein Ende nehmen.

So sah der Meisteknecht mit starrem Grausen das Volk wie im Traume an sich vorbeiziehen und konnte sich nicht von der Stelle rühren, bis endlich der letzte Schatten an ihm vorbeigeslogen war, bis die kühlen Morgenlüfte zu wehen begannen und das erste Frühroth heimlich an den Gletschern zu glühen anhub. Dann erst suchte er still und bleich sein Lager auf, von dem er sich nicht wieder erheben sollte; am Abend darauf war er eine Leiche.

## II. Quellenfage.

Aus grauem Felsblock gähnt der Quelle Mund,  
Doch nicht ein Tropfen sprudelt aus dem Schlund;  
Ein alter Zwerg sitzt an der Fluthen Schacht  
Und hält in rothem Mantel kluge Wacht.

Die Sonne glüht; er deckt vor's Aug' die Hand  
Und blinzelt vorbei an Fluh und Felsenwand;  
Der Heerdenreihen klingt den Berg hinan,  
Und Hirt und Heerden sieht der Alte nahn.

Er raunt, unhörbar jedem Menschenohr:  
„Hebt euch von schattentäher Statt empor!“

Fließt sonder Raft, ihr Wellen, sonder Eil,  
Und wer euch dankend trinkt, dem seid zum Heil!“

Ein silbern Klingen rollt vom Quellenrand  
Und lachend sind die Fluthen gleich zur Hand,  
Und wie die durst'ge Schaar sich gierig legt,  
Hat lächelnd sich der Zwerg beiseit gesetzt.

Die Heerde zieht davon mit Glockenklang,  
Er aber hemmt der Wasser raschen Gang  
Und hält, bis daß der Hirte wiederkehrt,  
Der Labe kühlern Gut den Pfad verwehrt.

## III. Das Hauri.

Das Hauri ist ein guter Berggeist und bewohnt die schönsten Theile der Berner Alpen; seinen Lieblingsaufenthalt aber nimmt es in der Steinbergalp, am südöstlichen Abhange des Hohgant, wo eine Stelle auch seinen Namen trägt.

Wenn sich im Frühjahr die bösen Berggeister zugleich mit dem schmelzenden Schnee in die unzugänglichsten Klüfte und Höhen zurückziehen, dann beginnt das Hauri sein segensreiches Walten. Tag und Nacht wandelt es ungesehn und unhörbar über die winterkahlen Halben und Triften und lockt aus dem starren Boden die Erstlingsblumen und das zarte Gras hervor, so daß der Hirt bei der Ankunft auf der Alp schon Futter für seine Heerde findet. Und wenn die Glocken der Kühe läuten und die Schellen an den Hälsen der Ziegen lustig dazwischen bimmeln, dann eilt der gute Geist seinen Lieblingen unsichtbar entgegen, streichelt und kitzelt sie, daß sie, aber ohne Schaden zu nehmen, muthwillig auf der grünenden Weide herum hüpfen; es geht den weidenden Thieren voran und führt sie zu den Stellen, wo die besten Kräuter wachsen, während es sie von den schädlichen zurückhält. Dem Hirten aber hilft es die schwere Last der Lebensmittel und Geräthschaften ungesehn tragen, unter denen er den Berg hinaufkriecht, und breitet einen zarten Duft über die hellen Stellen der Gletscherwände und Schneeflächen, um sein Auge vor dem schmerzlich blendenden Glanze der Strahlen zu bewahren.

So übt das Hauri unermüdlich Gutes, während die Hirten und ihre Heerden auf den Alpen sind. Aber wie es sich nie einem sterblichen Auge enthüllt, so will es auch nicht, daß man von ihm spreche oder es belobe; denn es ist ein stiller und bescheidener Geist. Ja, man kann es sogar erzürnen, wenn man diesen seinen Willen nicht erfüllt, und es zieht von dem Ungehorsamen leicht die Hand ab. Das wissen die Sennen und Hirten wohl und vermeiden es darum, sich in Worten über den unsichtbaren Wohlthäter zu äußern.

Sobald Aespler und Heerden zu Thal gefahren sind, kann das Hauri für dieselben nicht mehr sorgen; aber deswegen hört sein freundliches Wirken noch nicht auf. Im Winter nämlich wacht es über den schlimmen Anschlägen der bösen Berggeister, die zu dieser Jahreszeit aus ihren krystallinen Sommerwohnungen, den unzugänglichsten Höhen des Finsteraarhorns, der Jungfrau und der benachbarten Berge, in die tiefer gelegenen Gegenden heruntersteigen und von ihnen Besitz ergreifen. Sie hassen alles Lebendige, besonders gegen den Menschen hegen sie einen

unversöhnlichen Groll. Sie verlocken den Wanderer durch klaren Himmel und lachenden Sonnenschein, spiegeln ihm in den Lüften falsche Bilder vor und führen ihn irre durch bekannte Gestalten von Berggipfeln, die sie plötzlich aus dem Nebel formen. Dann aber hüllen sie ihn in Nebel und dichte Wolken und überfallen ihn von allen Seiten mit Schneegestöber und Hagelwetter, bis er ermattet am Wege niedersinkt, um nie wieder aufzustehen, oder verzweifelt und verirrt in einen Abgrund stürzt. Das Hauri ist nicht mächtig genug, um den Menschen vor den vereinten Kräften dieser Dämonen zu schützen, aber es sucht ihn zu warnen, so lange noch irgend eine Rettung möglich scheint. Darum hört man oft, wenn die bösen Geister eine Lawine zusammengescharrt haben, um sie auf die Wohnungen der Menschen oder auf einen Wanderer herunterzuschleudern, einen klagenden Laut durch die Lüfte gehen. Das ist der Warnruf des Hauri. Oft hört sich der Bedrohte beim Namen rufen, oder es ist nur ein eigenthümlicher, unendlich wehmüthiger Laut, der die Luft durchwimmert und von dem Orte ausgeht, woher die Gefahr droht. Zaudert der Gewarnte sich in Sicherheit zu bringen, so läßt das Hauri seinen Ruf zum zweiten Mal erschallen. Muß es aber zum dritten Male rufen, dann scheinen Himmel und Erde von einem einzigen Wehlaut zu erzittern, ein Tosen bricht aus allen Schlünden und Thälern hervor, die ganze Natur scheint in angstvoller Klage zu zergehen und das Hauri schwebt als ein Schimmer über der bedrohten Stelle. Jetzt aber sausen auch die Lawinen zerstörend von den Höhen herunter und auf den losgerissenen Felsstrümmern reiten hohnlachend und triumphirend die teuflischen Berggeister.

Aus den vielen Fällen, wo die Stimme des Hauri — wie die Sage erzählt — in solch warnender Weise gehört worden ist, heben wir für unsre jungen Leser folgende heraus.

Vor Jahren hörte der Knecht, der während des Winters ganz allein mit seinen Hunden das an der Grenze zwischen den Kantonen Bern und Wallis gelegene Grimselhospiz hütete, vom benachbarten Zuchliberge her die Stimme des Hauri. Die klugen Hunde, die ruhig dagelegen hatten, sprangen plötzlich unruhig auf, öffneten sich selbst die Thüre und flüchteten in's Freie. Der Knecht eilte des Glaubens, es rufe irgend ein verirrter Wanderer um Hilfe, ebenfalls vor's Haus; die Sonne schien hell und freundlich draußen, nur um die Spitze des Zuchliberges schwebte ein eigenthümlicher Schimmer. Weil weder nah noch fern ein Wanderer zu erblicken war,

rief der Knecht die herumsehenden Hunde wieder in's Haus und kehrte zu seiner Schnitzlerarbeit zurück. Zum zweiten Mal erscholl der Ruf und wieder suchte er umsonst nach dem vermeintlichen Wanderer. Der Fuchliberg glühte in einem eigenthümlichen düsterröthlichen Schein; von einem Menschen aber war nichts zu sehen, und so begab er sich wieder in die Stube. Da plötzlich schien der Himmel über ihm zusammenzubrechen und gleichzeitig erscholl zum dritten Mal der jammervolle Ruf. Jetzt erkannte er, aber zu spät, wer ihn gerufen. Wie Binsenrohre waren die Sparren des Daches unter der Last der herabgefausten Lawinen zerbrochen, vor die Thüre hatten sich unermessliche Erdmassen gewälzt und jeden Ausgang versperrt. Nur die Festigkeit der

dicken Steinmauern hatte das Hospiz vor gänzlicher Zerstörung bewahrt und den Knecht vor augenblicklicher Vernichtung gerettet. Aber das Hauri hatte, wie es von der grauenvollen Stätte des Unheils hinwegfloh, noch schnell den Deckel des Schornsteins aufgeschlagen und dem Begrabenen auf diese Weise einen Rettungsweg geöffnet. Er kletterte durch das Kamin empor, zog die Hunde nach sich und brachte die Kunde von seiner wunderbaren Rettung in's Thal; die bösen Geister hatten hohnlachend auf den benachbarten Berghöhen ihren Triumph zu früh gefeiert. Der Knecht aber kennt jetzt die Stimme des Hauri, spricht jedoch nicht gerne von dieser merkwürdigen Begebenheit, da er die offenbare Gunst des gütigen Berggeistes nicht verlieren möchte.

## Nal und Damayanti.

Ein indisches Märchen nach Friedr. Rückert's Uebersetzung, frei bearbeitet

von

einer indischen Missionärsfrau.

Original-Zeichnungen von Eugen Klimsch.



### Erstes Kapitel.

Es lebte vor alten Zeiten im Nischada-Lande in Indien ein junger König Namens Nal. Der überstrahlte an Männertugend und Schönheit, an Frömmigkeit und Gelehrsamkeit sein ganzes Land ebenso wie die Sonne die Erde; er war die Liebe seines Volkes, der Schrecken seiner Feinde. Der Kriegswissenschaft war er kundig, mit Bogen und Pfeilen wohl erfahren, vieler Sprachen mächtig; aber vor allem verstand er die Rosselenkunst: er konnte hundert Meilen an einem Tage fahren.

Und im benachbarten Widarba-Lande lebte ein anderer gewaltiger Fürst, Namens Bima, dem die Götter ein Mägdlein und drei Knaben beschied hatten. Die Jungfrau hieß Damayanti, die muthigen Knaben Damas, Dantas und Damana. Aber ein lieblicheres Mägdlein als Damayanti war nie gesehen worden: wie eine Wunderfuge auf Erden wandelte sie einher in Schönheit und lieblicher Sitte; wie ein Geschmeide strahlte sie, die mit Geschmeide geschmückt, in der Mitte ihrer Gespielinnen, von denen sie umgeben ward wie die Rose von ihren Blättern; nicht unter Menschen, nicht unter Geistern, nicht unter Göttern ward ihres gleichen gefunden.

Und der junge König Nal vernahm die Kunde von Damayantis Liebreiz, ebenso wie sie seinen Ruhm und seine Heldengröße verkündigen hörte. Da erwachte in beiden jungen Herzen der Wunsch sich zu sehen, und obgleich eins das andre nie geschaut, begannen sie sich gegenseitig innig zu lieben.

Da saß eines Abends Nal im Haine, in der Nähe seines Schlosses, in Gedanken versunken. Und siehe da erblickte er einen Zug Gänse mit goldschimmernden Flügeln, der ließ sich ihm nahe im Haine nieder. Da ergriff Nal einen der Vögel, der aber öffnete den Schnabel und sprach: Töbte mich nicht, o König, laß mir mein Leben, dann will ich dir dienen: ich will zu Damayanti fliegen und ihr Grüße von dir bringen und dich vor ihr loben und rühmen, also daß sie dir ihr Herz schenkt. Da ließ der Held die Goldgans fliegen und der Zug Gänse erhob sich und flog weiter ins Widarba-Land und ließ sich auf der Wiese nieder, auf welcher Damayanti und ihre Gespielinnen lustwandelten. Schnell eilten die Mägdlein herbei die Vögel zu haschen, die aber flogen auseinander, einer hierhin, der andre dort hin, also die Schaar der Mädchen zerstreugend, die ihnen nachliefen. Auch Damayanti eilte einem der goldglänzenden Vögel nach; schon war sie ihm nahe gekommen und wollte ihn erfassen, da nahm er

menschliche Töne an, sie also anredend: Damayanti, dich grüßt Nal der Held, der erste unter den Männern der Erde, dich, die lieblichste unter den Jungfrauen. Dein denkt er und wünscht, daß du auch sein gedenkest. Und als die Goldgans so ihre Botschaft ausgerichtet, erhob sich der Zug der Vögel in die Luft und ihre Fittige trugen sie zurück zu Nal, der ihrer harrete.

Nicht lange darauf geschah es, daß Bima der Fürst seine Tochter Damayanti vermählen wollte, und es wurden Vorbereitungen zu einer festlichen Gattenwahl getroffen. Alle Fürsten Indiens wurden eingeladen, und wen sie selbst erwählen würde, der sollte ihr Gatte werden. Da strömten die gewaltigen Machthaber Indiens von allen Seiten herbei zu Damayantis Gattenwahl. Hoch auf wirbelten die Staubwolken von dem Troß der Elephanten, der Wagen und Rosse, der die Fürsten herbeibrachte sammt ihrem Gefolge.

Aber nicht nur die Sterblichen fanden sich ein, um Damayanti zu gewinnen, auch die vier Götter der Welt eilten herbei, in dem Verlangen um Damayanti zu werben: Indra, der Herrscher des Himmels, Agni, der Gott des Feuers, Waruna, der den Gewässern gebietet, und Jama, der Gott der Erde. Mit Ross und Wagen brachen sie auf und fuhren daher wie Blitze, nach der Widarba-Flur lenkend. Da sahen sie auf dem Wege einen Erdensohn dahinziehen leuchtend an Schönheit und Kraft wie ein Sonnenstrahl auf Erden, es war Nal der Held, der nach Widarba zur Gattenwahl eilte. Den staunten die Götter an aus ihrer Höhe und sprachen unter einander: Wir wollen ihn als Boten vorausschicken nach Widarba, riefen ihm zu und trugen ihm auf, der Damayanti zu verkündigen, daß die vier Götter der Welt um sie zu werben herbeieilten, sie möge unter ihnen den Gatten wählen. Bangen Herzens hörte Nal den Auftrag, der ihm geworden; aber so groß war seine Verehrung und sein Gehorsam gegen die Götter, daß er, obgleich er selbst Damayanti zu gewinnen trachtete,

doch einwilligte, ihr die Botschaft der Götter zu bringen. Und ungesehen durch Götterkraft nahte er sich dem Palaste und gelangte zu Damayantis Gemächern. Da sah er die Liebliche voll Anmuth und edler Zucht, deren Angesicht klarer strahlte als Sonnen- und Mondenlicht. Und wiederum erblickte mit Erstaunen die Jungfrau ihn, das hohe Heldenbild, das plötzlich nach Götterart vor ihren Augen aufgetaucht war, und schüchtern forschte sie nach seinem Namen und Begehr. Da sprach er: Nal bin ich, o edle Jungfrau, hierher gesandt von den vier Göttern der Welt, Indra, Agni, Waruna und Jama, die zur Gattenwahl herbeieilen. Aber Damayanti, nachdem sie erst anbetend den Göttern ihre Ehrfurcht erzeigt, sprach zu Nal betäubten und erschrockenen Herzens: Unter den hohen Unsterblichen wähle ich meinen Gatten nicht. Dich, o Held Nal, dessen Grüße mir die goldschimmernden Vögel brachten, dessen ich seither in treuer Liebe gedacht habe, dich habe ich mir im Herzen erkoren, dich wähle ich zu meinem Gatten. Doch Nal, festen Sinnes, sprach zur Jungfrau:

Wo die Unsterblichen werben,  
Was wählst du den, der  
muß sterben?

Ist dir lieber der Lüfte Hauch,  
Oder des Feuers Opferrauch?  
Oder des Wassers Lebensthan,  
Oder der Erde ewiger Bau?

Wähle einen von den Beherrschern der ewigen Elemente; als Götterbote komme ich, wie dürfte ich für mich selber werben? Aber leise sprach die Jungfrau: Es ist mein Recht, an diesem Tage frei zu wählen; darum stelle dich zugleich mit den Göttern ein, wo ich im Beisein der Himmlischen, der Fürsten und der Völker dich, den ich liebe, wählen will. Und nachdem er diesen Bescheid von der schönen Jungfrau empfangen, kehrte der Held zurück, um den Göttern anzufagen was Damayanti gesprochen.

Und nun war der Tag gekommen, an welchem Bima, der Fürst, die Helden alle zur festlichen Gattenwahl versammelte. Und sie kamen durch die



hohen Bogen und schimmernden Pforten in die Goldsäulenhalle des Palastes gezogen. Und sie setzten sich auf die bereiteten Sitze, die starken Helden, deren edle Angesichter wie Sterne anzuschauen waren.

Da trat in ihren Kreis die schöne Damayanti voll edler Zucht und anmuthsvoller Sitte. Und sie erhob die Augen, um Nal zu erspähen, aber er war nicht unter den Versammelten. Weiter schaute sie mit suchender Seele und siehe, da erblickte sie fünf Gestalten schwebend sich ihr nahen, alle einander gleich, und jeder von ihnen, auf den sie ihr Auge richtete, schien ihr Nal zu sein. Da dachte sie zagend: das sind die vier Götter der Welt und unter ihnen Nal, aber wie soll ich ihn erkennen? Und sie suchte nach den bekannten Götterzeichen, aber an keiner der Gestalten konnte sie solche entdecken. Da beschloß die edle Jungfrau, den hohen Göttern zu nahen und mit Bitten ihr Herz zu erweichen. Und zitternd mit gefalteten Händen redete sie die Götter also an: So wahr ich mir Nal im Herzen zum Gatten und ihn allein wählen will, so wahr sollt ihr Götter ihn jetzt mir zeigen, und ihr selbst möget mir in eurer wirklichen Gestalt erscheinen, damit ich ihn, der in eurer Mitte, erkenne. Da thaten die Götter, was die betübte Jungfrau begehrte, gerührt von ihrer Frömmigkeit und Treue: sie legten ihre Zeichen an und Damayanti erkannte die Götter. Mit starren Augen, mit unverwelklichen Kränzen geschmückt, mit staublosen Gewanden, den Grund nicht mit den Füßen berührend, schattenlos schwebten sie vor ihren Augen.

Aber mit einem Schatten,  
Mit Kränzen, wellen, matten,  
Stand Nal vor ihr auf der Erde.

Und die Jungfrau erwählte den Sterblichen. Züchtig nach Landesitte näherte sie sich ihm und setzte ihm einen frischen Kranz auf das Haupt, hierdurch ihn zum Gatten erwählend. Da hallte die Versammlung wieder von staunenden Ausrufen der Bewunderung und der Freude, und alle lobten die Wahl und priesen das Brautpaar. Nal und Damayanti aber knieten nieder und dankten den Göttern. Diese nun bescheerten dem Nal als Hochzeitsgeschenk vier Gaben: Indra beschenkte ihn mit kühlen Lüften, die ihn umwehen sollten, so oft er es wünschte; Agni verlieh ihm die Gabe Feuer zu erhalten, wo und wann er es bedürfe; Waruna gab ihm neben festem Gang auf Erden und festen Herdespfosten einen feinen Geschmacksinn für Bereitung der Speisen, und Jama verlieh ihm die Gabe, überall Wasser und immer frische Blumen finden zu können. Und

nachdem die Götter das Paar gesegnet, hoben sie sich von dannen, um wieder in ihre Reiche zurückzukehren. Auch die versammelten Fürsten und Könige zogen heim mit Roß und Troß und Gefolge. Bima aber richtete Damayantis Vermählung aus, und dann zog das junge Paar ins Nischada-Land.

#### Zweites Kapitel.

So saß nun Nal wieder auf seinem erblichen Throne und neben ihm sein Gemahl, die liebevolle Damayanti. Und er pflegte des Rechts in seinem Lande, opferte den Göttern, half den Bedrückten, genoß sein Glück und beglückte sein Reich.

Aber Kali, der finstre Geist, sann auf Verderben, denn er mißgönnte dem Nal sein Glück, und mit Dwapara, seinem Helfer, überlegte er, wie sie den Nal seines Landes berauben und ihn ins Unglück stürzen könnten. Nun hatte Nal einen Halbbruder, Puschkara mit Namen, zu dem trat Kali im Traum und sprach: Nimm dein Würfelspiel und geh zu Nal, er soll sein Reich an dich verlieren, ich will dir dazu helfen. Und Puschkara erhob sich, nahm die Würfel, eilte zu Nal und forderte ihn auf zum Spiel. Da erwachte in des Königs Herzen, in welchem Kali Sitz genommen, eine ungezähmte Begier. Das Spiel begann, sie spielten um Geld und Gut, um Gewänder und Rosse, um Schlösser und Lande;

und durch Kalis Macht  
verlor der König bei jedem Gang.

Vergebens suchte Damayanti den Gatten zur Bestimmung zu bringen, vergebens bemühten sich seine Freunde und Rätthe; wie gebannt saß er beim Spiele

viele Wochen lang,  
und verlor bei jedem Gang.

Als Damayanti nun sah, daß alle Warnungen vergebens und Alles verloren ging, rief sie Warschneja, Nals Wagenlenker, und sprach zu ihm: O Warschneja, du Getreuer, erzeige jetzt deine Treue dem Könige, dem Bethörten, vom Geist des Würfelspiels Verblendeten: nimm sein Leibgespann, die gedankenschnellen Rosse, die Nal noch nicht verloren, und entführe meine Kinder dem Verderben. Bringe sie ins Widarba-Land zu meinem Vater, auch die Rosse laß da, du aber gehe, wohin du magst, denn mit diesem Reich ist es zu Ende. Da nahm der treue Warschneja den Knaben und das Mägdelein, Damayantis Kinder, und fuhr mit ihnen ins Widarba-Land; dort übergab er sie dem Fürsten Bima, ließ auch die Rosse dort, er aber wanderte traurig weiter und kam endlich ins Land Ajodia,

wo er sich dem Könige Ritupern als Wagenlenker verdingte.

Nal aber verlor sein ganzes Reich an Puschkara. Da sprach der Schadenfrohe: Nun hast du nichts mehr als dein Weib Damayanti, wohlan, laß uns auch um sie die Würfel rollen. Nal aber erwiederte kein Wort, er zog seine prächtigen Gewänder aus, legte seinen königlichen Schmuck ab, und mit gebrochenem Herzen, arm, beraubt und verlassen wanderte er davon in die Wildniß. Und Damayanti ging ihm nach. Drei Tage und drei Nächte irrte er umher, bis ihn der Hunger zwang, Beeren zu pflücken und Wurzeln zu graben.

Nal aber sprach zur Gattin, auf den Waldpfad vor ihnen zeigend: Wir stehn am Scheidewege, sieh, dieser Weg führt ins Widarba-Land, in deine Heimath, da wohnt dein Vater in Reichthum und Macht, da wirst auch du wieder glücklich werden. Sie aber sprach mit kummererstickter Stimme: O Fürst, wie zittert mein Herz ob deiner Rede! Wie, dich Einsamen, Freundlosen, des Glückes und des Reichs Beraubten, dich sollt' auch ich verlassen! Ich will dich ja trösten im herben Mißgeschick, ich will dein Leid und Unglück theilen. Oder soll ich zu den Meinigen gehen, so komm, laß uns vereint zu den lieben Getreuen ziehen. Er aber sprach: Als Armer, Verbannter kann ich vor denen nicht erscheinen, die mich einst so reich und mächtig gesehen. Lieber laß uns einsam schweifen durch Berg und Thal, wo nur die Sonne und der Mond die Zeugen unsres Elends sind, so wie sie einst die Zeugen unsres Glückes waren. Und so zu der erschrocken Gattin redend, wanderte er weiter mit ihr, müde und traurig. Da kamen sie zu einer Waldhöhle, und ermattet sanken sie nieder um auszuruhen, staubbedeckt, dürftig bekleidet, das edle Königpaar. Und sie entschliefen. Aber der Kummer ließ den König auch im Schlafe keine Ruhe finden. Und als er das Elend überlegte, dem nicht nur er, sondern auch Damayanti verfallen war, beschloß er sie heimlich zu verlassen, damit sie, getrennt von ihm dem Unglück Geweihten, sich retten, zu den Ihrigen zurückgelangen und dem Leben und ihren Kindern erhalten werden könne. Aber unsagbar schwer wurde es ihm, die geliebte Gattin zu verlassen: er konnte sich von der Höhle nicht trennen, wieder und wieder kam er zurück zu der Schlafenden, Nichtsahnenden. Bald entschloß er sich zu bleiben, bald trieb ihn der Wunsch, sie gerettet zu wissen, wieder von ihr. Endlich empfahl er sie weinend dem Schutz der Götter, und vor Schmerz sinnlos stürzte er davon in den wilden Wald. Damayanti aber er-

wachte bald und sah sich allein in der Einöde. Da erschrak sie, noch aber ahnte sie nicht, daß Nal sie verlassen, vielmehr rief sie ihn, denn sie wähnte ihn in der Nähe. Als sie aber keine Antwort vernahm auf ihr Rufen, als sie den Gatten nirgends erblickte, da faßte unsägliches Leid die arme Verlassene und sie füllte den wilden Wald mit ihren Klagen, und indem sie umherirrte, rief sie immer wieder den geliebten Namen, bald vor Mattigkeit hinsinkend, bald sich aufrassend zu neuem Suchen und Rufen. Doch klagte sie nicht sowohl um sich, als um Nal, der nun auch sie, seinen einzigen Trost im Elend, verloren, und sie begann zu ahnen, es sei durch irgend eines bösen Geistes Macht geschehen, daß sie beide so großem Elend verfallen. Still ergeben schritt sie weiter und kam in den dichteren Wald, wo es dunkelte von dem Schatten riesiger Bäume, wo dichte Schlinggewächse Baum und Strauch verbanden, mächtige Felsen zum Himmel ragten und Gießbäche schäumend in die Tiefe stürzten. Aber still, in der Größe ihres Schmerzes muthig und ergeben, schritt die arme Verlassene dahin. Da kam sie an einen steilen Abgrund, und stille stehend öffnete sie noch einmal den Mund zur Klage: O Nal, warum hast du mich verlassen im wilden Wald? Wer hat dein Herz so verwandelt, daß du, der du die Götter ehrtest, jetzt aller ihrer Gebote uneingedenk bist? Läßt mich allein in der gefährlichen Einöde, eilst mir nicht zur Hülfe, der Einsamen! Wen soll ich in der Wildniß nach dir fragen? Und sie sah den Tiger daher schreiten und sprach: O Waldkönig, Thierfürst, hast du Nal gesehen, meinen Gatten? Erlöse mich von meinem Kummer und verschlinge mich. Doch der Tiger schritt weiter, und ließ Damayanti allein mit ihrem Gram. Da kam sie zu einem himmelhohen Felsen, der dicht bewaldet wie eine Festung in der Einöde ragte. Und wieder stand sie still und sprach: O du mächtiger Berg, der du mit deinen Gipfeln weit und breit umschauft, hast du Nal gesehen, meinen Gatten, den besten der Männer, den edelsten Helden? Aber stille blieb es um sie her und weiter wanderte sie in der schauerlichen Einsamkeit. Und nach etlichen Tagen kam sie zu einer Lichtung im Walde und erblickte einen wohlgepflegten Garten, in dem Blumen blühten, Gazellen und Antilopen weideten und Affen und Papageien sich auf den Bäumen wiegten. Und in dem Garten sah sie heilige Brahmanen wandeln, die hier unter Busübungen und frommen Werken ihre Tage verbrachten. Andächtig trat Damayanti in ihren Kreis und bot ihnen ihren Gruß. Die Einsiedler hießen sie willkommen, ließen sie ausruhen

und fragten dann nach ihrem Begehr. Da verkündete Damayanti ihr trauriges Loos, und fragte auch sie, ob sie den Verlorenen, ihren Gatten Nal, nicht erblickt hätten, und ob sie ihr nicht helfen könnten ihn wiederzufinden. Jene aber trösteten sie und weisagten ihr, daß Nal einst von Fluch und Schuld entladen aufs neue sein erblich Reich beherrschen würde, wieder vereint mit ihr, der Gattin, von deren Treue und Geduld seine und ihre Erlösung abhinge.

### Drittes Kapitel.

Und weiter wandelte sie in die öde Wildniß hinein und sah fremdartige Bäume, seltsame Berge und Felsen, vielgestaltige Ströme und Weiser, Waldvögel und Waldthiere aller Art. Aber unangefochten schritt sie dahin. Nachdem sie viele Tage also gewandelt, erblickte sie endlich in freierer Waldeslichtung eine Karavane, die zog mit ihren Elephanten, ihren Wagen und Rossen an einem anmuthigen Flusse dahin. Voll Freude, sich endlich wieder unter Menschen zu sehen, eilte Damayanti dem Zuge entgegen. Jene aber stuzten, als sie die einsame Liebliche sahen, hielten sie für eine Rajade oder Dreade, und baten sie ihre Karavane zu beschützen. Sie aber gab sich ihnen als betrübtes Menschenkind zu erkennen, als verlassene Gattin, die ihren Gatten suche, und fragte auch sie, ob sie auf ihrem Zuge den Nal nicht gesehen, den stärksten unter den Männern. Doch sie vernahm, daß hier nur wilde Thiere hausten, einen Menschen hatte keiner hier gesehen. Weiter erfuhr sie auf Befragen, daß die Karavane nach der Tschedi-Stadt zöge zum König Juvahu, dessen Gattin die Perle aller Frauen sei. Und erfreut von dieser Nachricht, schloß sich Damayanti der Karavane an, stille dem Zuge folgend mit ihrem Gram. Da kamen sie eines Abends an einen stillen Waldsee, auf dem blühten Wasserlilien und Seerosen, und der kühle Schatten der ihn umgebenden Bäume lockte die Reisemüden zur Ruhe. Die Thiere wurden abgeschirrt und entfrachtet, und die Menschen lagerten und ruhten aus. Aber zur Mitternacht, als alle Reisenden im tiefen Schlafe waren, da kam von der Höhe des Berges ein Haufe wilder Elephanten herbeigerannt zum See um zu trinken. Die witterten die zahmen Elephanten des Zuges und wuthentbrannt stürzten sie auf die gelagerte Karavane, zertraten mit den Füßen, durchstachen mit den Zähnen, zerbrachen mit den Rüsseln was sie erreichen konnten. Voll Entsetzen ergriffen die armen Reisenden die Flucht, aber in der finstern Nacht stürzten sie

selbst dem Verderben entgegen, und wenige nur entgingen der grausen Vernichtung. Damayanti aber blieb unverletzt: wie durch Götterhut entriickt, sah sie die furchtbare Verwüstung, ohne selbst davon betroffen zu werden. Die wenigen Ueberlebenden aber sann nach, durch wessen Schuld die Götter ihnen ein so hartes Mißgeschick gesandt, und meinten endlich, Damayanti hätte die Karavane mit Zauber geschlagen, und sie beschloßen sie zu tödten. Sie aber entfloh aufs neue in den Wald und voll Gram bedachte auch sie, daß ihr Unstern die Karavane ins Verderben gestürzt hätte, während das Schicksal sie selbst verschonte, und es wurde ihr klar, daß die Götter sie am Leben gelassen, damit sie mit dem Jammer und Weh der Erde den Hochmuth büße, mit dem sie dem Nal den Vorzug vor den Göttern gegeben. Und so zog sie still, wie der neue Mond hinter dunkler Wolke, dem Reste der Karavane von fern nach, bis sie in die Tschedi-Stadt gelangte. Da schritt sie durch die Thore und wanderte dem Königsschloß zu, bestaubt, mit langherabwallendem Haar, dürftig bekleidet, reise-müde, erschöpft von Hunger und Kummer, und doch so edel anzuschau. Die Königin, die auf dem Dache ihres Palastes stand, erblickte sie und schickte eine Dienerin herab sie zu ihr zu führen, redete sie liebevoll an und fragte: Wer bist du, die du selbst unter dem Druck des Glends so göttergleich einherschreitest? Damayanti aber gab sich ihr nicht zu erkennen, sondern sprach: Von edler Abstammung bin ich, aber dem Unglück verfallen, ich suche Arbeit! Einsam bin ich umhergeirrt, mich von Wurzeln und Waldesfrüchten nährend, meinem Gatten nach, den ich verloren. Um Hab' und Gut im Spiel betrogen, ist er voll Verzweiflung in die Wildniß geflohen, ich bin ihm nachgegangen, er aber hat mich heimlich verlassen. Nun suche ich ihn überall und kann ihn nicht wiederfinden. Da sprach die Königin voll innigen Mitleids: Bleibe hier, arme Betrübte, ich will dir helfen. Meine Boten sollen ausgehen in alle Lande, um deinen Gatten zu suchen, gewiß wirst du ihn wiedersehen. Und Damayanti erwiederte: Gern, o edle Königin, will ich hier bleiben, wenn du mir drei Bitten gewähren kannst: laß mich keine niederen Dienste thun, dir allein laß mich dienen; laß mir nicht Speise reichen, die andre übrig gelassen haben, und gestatte, daß ich nie mit einem Manne rede; sollte mich einer begehren, den müßtest du tödten. Die Königin versprach ihr die Erfüllung ihrer Wünsche. Dann rief sie ihre Tochter Sumande und sprach zu ihr: Sieh, diese edle Magd, jung wie du, aber reich an



Schmerzen und herbem Mißgeschick. Liebe und ehre sie und laß dich von ihr lehren und leiten. Und Damayanti blieb bei ihnen.

Viertes Kapitel.

Nal aber, seit er die Gattin verlassen, fand keine Ruhe. In Einöden und in schauerlicher Wildniß umherirrend, suchte er sich selbst und der Erinnerung an das Leid, das er der treuen Geliebten angethan, zu entfliehen und trug doch seinen Kummer überall mit sich. Vor der Sonne floh er, weil

aus dem Feuer, hast du Muth genug, furchtlos zu mir zu dringen? Ich fürchte nichts, erwiderte der Held, als mich allein, seitdem ich mein Weib verlassen. Und ohne Zagen drang Nal durch die feurige Wand in die Gluth hinein, welche salbe Rauchwolken entsandte. Furchtlos schaute der Held sich um in diesem Flammenhain, und siehe, da erblickte er mitten in der Feuersgluth eine Schlange mit bunten Schuppen aus offenem Munde dampfend, zusammengeballt auf einem Steine liegen. Als Nal näher trat, erhob sie ihr Haupt und siehe eine



ihre Strahlen ihm wie Vorwürfe ins Herz fielen; vor der Quelle, zu der er kam, um seinen Durst zu löschen, scheute er zurück, weil sie ihm sein eigenes, ihm verhaßt gewordenes Bild zeigte, und verzweifelt irrte er umher, den Wunsch im Herzen, daß seine Gestalt verwandelt werden möchte, so daß ihn Niemand und er sich selbst nicht mehr erkenne. Da erblickte er in der Ferne ein ungeheures Feuer; es war kein Waldbrand, wie er anfangs wähnte, wohl aber ein Wald, der brannte, ohne vom Feuer verzehrt zu werden. Und eine Stimme rief ihm aus den Flammen entgegen: König Nal, kommst du mit deiner Qual zu der meinen? Komm, erlöse mich, und ich erlöse dich. Staunend rief der Held zurück: Woher rufft du, wer bist du, was ist dein Begehre? Die Stimme antwortete: Ich rufe mitten

Krone schmückte dasselbe und sie sprach: „Du siehst vor dir Karlotaka, den König aller Schlangen auf Erden. Durch den Fluch des frommen Einsiedlers Narada bin ich in dieses Unglück gekommen, steh still, ich will dir meine Geschichte erzählen. Stehe still in den Flammen; sie werden deines Busens Qualen dämpfen und dich reinigen, auf daß du mit ihr, die du verlassen, dereinst wieder vereinigt werdest.“

Und Nal stand mitten in der Feuersgluth hohen Muthes still, und hörte dem Schlangenkönig zu. Dieser sprach: „Einst hatte ich den heiligen Einsiedler Narada betrogen, und er verfluchte mich dafür im Grimm, als ich auf einem Steine eingeschlafen war. Als ich erwachte, stand er vor mir und sprach: „Weil du mich betrogen, sollst du auf

diesem Steine in unausgesetzter Feuersgluth schmachten. Haut um Haut sollst du abwerfen, aber nur, um immer neue Qualen zu erleiden. Einst aber sollst du erlöst werden. Wenn Jemand den Muth hat, auf deinen Ruf zu dir ins Feuer zu dringen, wenn er ohne Ungebuld, unter Schmerzen, die ihn mehr als dich die deinen brennen, bei dir ausharrend, den Bericht deiner Schuld mit anhört, dann sollen deine Schmerzen enden, und auch die seinen mit der Zeit. König Nal ist es, der dich erlösen wird, das wisse zu deinem Troste. So sprechend ging Narada davon und meine Strafe begann. Angstvoll blickte ich von meinem Steine auf die kahle Ebene um mich her; da hörte ich leises Knistern und aus den Spalten und Ritzen der Erde brachen Feuerflämmchen hervor, die schnell emporzüngelnd zu hohen Flammen wurden und mich qualvoll umgaben. Unsägliche Schmerzen habe ich erlitten nun 14 Jahre lang, und meine einzige Hoffnung war die Aussicht, von dir erlöst zu werden. So komm nun, o Held, und trage mich aus dem Feuer.“

So sprach Kartotoka und geschmeidig wie ein Ring hing er sich an Nals Finger. Und mit fliegender Eile trug ihn der Held aus den Flammen, die hinter ihm verschwanden, als wären sie nie vorhanden gewesen. Aber zitternd vor Freude erlöst zu sein, rollte sich die Schlange, einem Bande gleich, von Nals Finger herab, glitt in eiligen Windungen zur Quelle und trank in langen Zügen Kühlung nach dem langen Brande.

Der Quell ward leer, die Schlange schwoll,  
Der dünngedehnte Leib ward voll  
Bon Strom auf Strom, der in sie quoll.

Endlich wandte er sich wieder zu Nal und sprach: „Nun thue mir noch eine Liebe: zähle meine

Zähne, ob mir keiner verloren gegangen in der Zeit meiner Leiden.“ Der König begann zu zählen: 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. „Jetzt paß auf, rief Kartotoka, und biß mit dem 8. Zahn den Nal in die Hand. Da fühlte dieser plötzlich, daß er verwandelt wurde. Einen Augenblick noch sah er sein eigenes Bild in dem hellen Schilde des Schlangenkönigs, im nächsten Augenblick zeigte sich ihm ein anderes, das, wie er fühlte, jetzt das seine war, unschön und ungeschickt. Und zu dem Erstaunten sprach Kartotoka: „Dein Wunsch ist erfüllt, jetzt bist du von dir selbst getrennt. Verwandelt, unerkannt geh in die Fremde, Dienste zu suchen. Aber die Gaben, die dir die Götter als Hochzeitsgeschenke verliehen, und die dir angeborene Kunst der Rossezügelung, sie bleiben dir und werden dir endlich wieder zum Glück verhelfen. Geh ins Land Njodia zum König Nitupern, der die Kunst des Zählens und der Würfel besitzt. Sprich zu ihm: Ich bin der Wagenlenker Bahuka, der bei dir Dienste sucht. Und fragt er, was du versteindest, so sage ihm, daß du an einem Tage 100 Meilen fahren könntest, gern wird er dich dann behalten, denn er wünscht die Kunst der Rossezügelung zu besitzen. Und lehrst du ihn die, so lehrt er dich dafür die Kunst des Zählens und der Würfel. Weil du die früher nicht besahest, bist du im Spiel betrogen worden. Hast du sie aber erlernt, dann wird dein Leid sich wenden, Weib und Kinder wirst du wiederfinden, und wünschest du dann deine vorige Gestalt zurück, so denke an mich und blicke auf dieses runde Schild.“ So sprechend löste er ein Schildlein von seiner Schilderkette, und Nal verbarg es an seiner Brust. Und den verwandelten Helden zurücklassend, verschwand Kartotoka im nahen Walde.

(Schluß folgt.)

## Zwei Denksprüche

von Robert Reinick. \*)

Wenn, was unmöglich für jetzt, mit Gewalt du möchtest  
ertrogen,  
Wird dir unmöglich fürwahr selber das Mögliche sein.  
Hältst du das Mögliche fest mit allen nur möglichen  
Kräften,  
Wird, was unmöglich dir schien, endlich ein Mögliches  
dir.

Siehst du Schlechtes, lehr' es dich  
Recht des Guten Werth empfinden;  
Siehst du Gutes, lehr' es dich  
Alles Schlechte überwinden.  
Hast du für das Schlechte so  
Lauter Gutes eingehandelt,  
Hast du Nacht in hellen Tag,  
Fluch in Segen dir verwandelt.

\*) Auch diese beiden schönen, bisher noch unveröffentlichten Sprüche sind uns auf unsere Bitte von der Wittve dieses edelsten unserer Jugenddichter zur Wiedergabe in der „Deutschen Jugend“ freundlich überlassen worden.

Der Herausgeber.

## Das Jubiläum eines deutschen Kinderbuches.

**I**n Weihnachten 1879 waren es 30 Jahre, seit Georg Scherers Kinderbuch zum ersten Male erschien, das nun in seiner sechsten Auflage vorliegt. Dreißig Jahre war das liebe köstliche Buch unter jedem neuen Weihnachtsbaum die Freude und das Entzücken von Alt und Jung. In der Geschichte unserer neueren Jugendliteratur wird es stets einen Ehrenplatz einnehmen, denn dieses Buch war der Vorläufer einer Reihe edler Jugendschriften, welche

zu dessen illustrativer Ausstattung der feinsinnige Georg Scherer zum ersten Male eine Reihe tüchtiger Künstler von Ruf und Bedeutung gewann. Die Wichtigkeit der ersten bildlichen Darstellungen, welche dem Auge des Kindes zugeführt werden, wurde durch dieses schöne Kinderwerk klar betont. Während bis dahin fast ausnahmslos die erbärmlichsten Illustrationen, der mangelhafteste Druck und das schlechteste Papier noch grade für die Kinder gut genug befunden wurden, proclamirte



Der gute Kamerad. Von Paul Thumann.  
Illustration aus Scherers Kinderbuch. Band I.

einen hervorragenden Einfluß auf die Geschmacks- und Gemüths-Bildung der letzten Generation ausgeübt haben. Scherers Kinderbuch bezeichnet den ersten Versuch, die hohe Kunst zur Mitwirkung bei der Erziehung des Kindes zu gewinnen.

Wer sich der dürftigen Lithographien und colorirten Kupfer der 30er und 40er Jahre erinnert, der durchaus stümperhaften und unkünstlerischen Darstellungen, welche selbst die umfangreicheren und viel gelesenen Jugendschriften jener Jahrzehnte im Durchschnitt zeigen, dem wird noch heute der ganz außerordentliche Fortschritt einleuchten, welchen das Kinderbuch mit diesem schönen Werke machte,

Scherer mit seinem Buche den Satz, der seit jener Zeit so oft sowohl in berechtigter, als in mißbräuchlicher Weise Anwendung gefunden hat, den Satz: Für unsre Kinder ist das Beste grade gut genug. Fortan galt es für den Künstler als eine schöne und würdige Aufgabe, sich an Auge und Herz des Kindes zu wenden und seine Sprüche und Neckreime mit würdigen, naturwahren und schönen Darstellungen zu schmücken. Scherers Bilderbuch leitete wie gesagt jene Reihe von edleren Jugendschriften ein, die sich durch ein höheres künstlerisches und dichterisches Niveau so bedeutsam hervorheben vor allem, was seit Weißes Kinderfibel auf diesem

Felde geschaffen worden war. Mit Wilh. Heys  
Fabeln, Rob. Reinick's unvergänglichem Jugend-  
kalender und A-B-C-Buch und Friedrich Gülls

Herm. Klette, Rud. Löwenstein, F. Sturm, und  
in neuerer Zeit Fr. Oldenberg, Vict. Blüthgen,  
Joh. Trojan, Georg Lang u. A. angeschlossen. Die



Vom Reitersmann. Von Moriz von Schwind.  
Illustration aus Scherers Kinderbuch. Band I.

unübertroffenen Kinderliedern in der Kinderheimat,  
waren hervorragende Dichter in die Kinderliteratur  
eingetreten, denen sich Hoffmann v. Fallersleben,

bedeutenden Künstler, welche den Jugendkalender und  
das A-B-C-Buch mit einem damals unvergleichlichen  
Bilder Schmuck versehen hatten, schufen in Gemeinschaft

mit anderen Dresdener Künstlern die „Ammenuhr“. Viele von Ludwig Richters poesievollen, herrlichen Schöpfungen schließen sich den genannten Werken an, und in Oskar Pletsch's klassischen Darstellungen aus dem Kinderleben, die von Friedrich Oldenberg's und Victor Blüthgen's köstlichen Kinderreimen begleitet wurden, sehen wir das Kinderbuch in stetiger Entwicklung zu einer Vollendung gelangen, von der unsere Vorfahren sich wohl kaum eine Vorstellung zu machen vermochten. Die Schöpfungen echter Künstler und Dichter waren in der Kinderstube heimisch geworden, und die einfache, schlichte Manier des deutschen Holzschnittes wurde als die mustergültige für die bildlichen Darstellungen des Kinderbuches anerkannt. In die Fußtapfen jener Schöpfungen trat dann unser umfassendes Jugendwerk, die „Deutsche Jugend“, die nun schon bis zu ihrem 15. Bande fröhlich gediehen ist. In ihren Bänden sahen wir alle jene Künstler und Jugenddichter sich vereinigen, welche sich der von uns näher charakterisirten Richtung angeschlossen. Die „Deutsche Jugend“ bezeichnete sich bei ihrem ersten Auftreten selbst als eine Wiederaufnahme der schönen Bestrebungen des Jugendkalenders. Der Hauch künstlerischer Anmuth und Poesie, schlichter und frommer deutscher Art geht durch alle die genannten Schriften, die durch Georg Scherer's Kinderbuch ihren ersten Anstoß empfangen, und durch ihre bloße Existenz, für jeden einsichtigen Kinderfreund lebendigen Protest einlegen gegen die verderblichen Caricaturen-Bücher, die Struwelpetereien und Buschiaden, deren Verzerren man dem Kindesauge und Gemüth so oft in gedankenloser Weise als erste Nahrung und Anregung darbietet. Und so ist es nichts weiter als eine Pflicht der Dankbarkeit, wenn wir uns die Geschichte des berühmten deutschen Kinderbuches heute im Nachstehenden vergegenwärtigen.

Der Herausgeber, Georg Scherer, studirte damals an der Münchener Universität und war zugleich Erzieher in einem adeligen Hause. Kurz zuvor hatte er (als Vikar an der protest. Schule Münchens) den trefflichen Friedrich Güll, den Verfasser der „Kinderheimat“, kennen gelernt, und räumte nun, von demselben angeregt, der Poesie den ihr gebührenden Einfluß auf die Bildung und Erziehung der ihm anvertrauten Jugend ein. Zu diesem Zweck legte er sich eine sehr gewählte Sammlung von kleinen Gedichten und Sprüchen an, die alle von poetischem Werth und doch der Fassungskraft der Kinder vollkommen angemessen waren. Als die Sammlung wuchs, dachte der Sammler daran, dieselbe illustriren zu lassen und durch den

Druck auch Anderen zugänglich zu machen. Es sollte ein ganz kleines Heftchen werden, in der Art von Poggi's Spruchbüchlein, und gleichsam die Vorschule zu Güll's „Kinderheimat“ bilden.

Inzwischen war Scherer mit mehreren hervorragenden Münchener Künstlern bekannt und befreundet geworden, und faßte nun den kühnen Plan, dieselben für die Illustration seiner kleinen Sammlung zu gewinnen. Die Münchener Künstler machten sich nun ein Vergnügen daraus, Bilder und Bignetten zu den Liedern und Sprüchen zu zeichnen; jeder wählte sich aus, was ihm zusagte; manche schufen auch selbständige Bilder, zu denen dann Scherer einen Text dichtete. Die ersten waren Eugen Neureuther, Franz Graf Poggi, General v. Heideck, A. Kreling, A. Strähuber; ihnen folgten W. v. Kaubach, M. v. Schwind und — Ludwig Richter in Dresden, eine stattliche Reihe glänzender Namen, von deren Trägern leider nur noch wenige am Leben sind.

Die wenigsten der genannten Künstler hatten indeß bei ihren Darstellungen das festgestellte Format des Buches eingehalten; dasselbe mußte daher bedeutend vergrößert werden; Bilder welche eine ganze Seite einnahmen, wurden in Stahl, die kleineren auf Zink radirt und mittelst der Chemotypie, einer damals neu auftauchenden Erfindung, in erhabene Stempel verwandelt.

Nach langer Vorbereitung erschien endlich das Ihrer Majestät der Königin Marie von Bayern gewidmete Werk unter dem Titel: „Alte und neue Kinderlieder, Fabeln, Sprüche und Räthsel,“ im Herbst 1849 bei Gustav Mayer in Leipzig. Es enthielt 15 Radirungen und 60 Chemotypien auf 20 Bogen in Quart, und wurde allenthalben so beifällig aufgenommen, daß nach 2 Jahren eine neue Auflage nöthig ward. Dieselbe wurde um zehn Nummern Text mit neuen Bildern von L. Richter, E. Neureuther, F. Poggi und Gustav König vermehrt. Nach abermals zwei Jahren, 1853, erschien die dritte, unveränderte Auflage. Nun zog sich aber der ursprüngliche Verleger von den Geschäften zurück und das Buch kam in andere Hände, was dem weiteren Absatz desselben nicht günstig war. Als der Herausgeber im Jahre 1862 selbst eine neue Auflage veranstalten wollte, machte er die Wahrnehmung, daß inzwischen die Chemotypien so schadhast geworden waren, daß nur noch wenige für den Neudruck verwendet werden konnten, die übrigen mußten durch Holzschnitte ersetzt werden. Hierzu kamen neue Texte mit zum Theil neuen Illustrationen von Peter v.

Cornelius, L. Richter, D. Pletsch u. A., wogegen einige weniger gelungene Bignetten wegfielen.

Da inzwischen der ursprüngliche Titel des Buchs vom früheren Verleger für eine kleinere Publikation verwendet worden war, so erschien die vierte, reich vermehrte Auflage 1863 unter dem Titel: „Georg Scherer's illustriertes deutsches Kinderbuch. Alte und neue Lieder, Märchen, Fabeln, Sprüche und Räthsel.“

Zwei Jahre später, im Herbst 1865, ging das Werk in den Verlag von Alphons Dürr in Leipzig über, der demselben das wärmste Interesse zuwendete.

Im Jahre 1869 erschien der II. Band des Kinderbuchs, dem ersten nach Text und Illustrationen vollkommen ebenbürtig. Im Jahre 1873 kam die fünfte, abermals vermehrte, revidirte und sorgfältig ausgestattete Auflage des I. Bandes heraus; in derselben wurden die noch vorhandenen Chemitypen durch Holzschnitte ersetzt und P. Thumann bereicherte sie mit einigen neuen Darstellungen.

1877 erschien die zweite Auflage des II. Bandes.

In der nun eben erschienenen sechsten Auflage hat der I. Band abermals eine bedeutende Umwandlung, Vermehrung und Verbesserung erfahren.

Die im Lauf der Jahre ziemlich abgenutzten Stahlplatten lieferten keine tabellosen Abdrücke mehr und wurden nun ebenfalls durch Holzschnitte ersetzt, eine sehr schwierige Aufgabe, welche der Xylograph R. Dertel in meisterhafter Weise löste. Durch den Wegfall der eingeklebten Blätter wurde nun aber ziemlich viel Raum frei, welcher durch Aufnahme neuer Texte mit neuen Bildern von L. Richter, D. Pletsch, P. Thumann, A. Heudschel, Fedor Flinzer, E. Klimsch u. A. ausgefüllt wurde.

So waren Herausgeber und Verleger im Lauf der Jahre unablässig bemüht, das Buch auf eine immer höhere Stufe der Vollkommenheit zu heben, eingedenk des oben erwähnten Mottos. — Im Vergleich zur ersten Auflage erscheint die nun vorliegende Jubiläums-Ausgabe, aus welcher wir hier einige Bilderproben folgen lassen, sowohl was Text, als was Illustrationen betrifft, als eine nicht nur um das Doppelte vermehrte, sondern auch in jeder Hinsicht verbesserte Ausgabe, die wir hiermit unseren jungen und alten Lesern aus vollem Herzen gelegentlichst empfehlen.

Julius Lohmeyer.

## Menschenblüte.

Von

Gustav Weck. \*)



Was da treibt und blüht auf Erden  
Aus der ew'gen Mutter Schooß,  
Will mit Fleiß gehütet werden,  
Daß es wachse schön und groß.

Lieulich mag die wilde Rose  
Flattern um der Hecke Wand,  
Doch die duft- und strahlenlose  
Leuchtet auf i' Gärtners Hand.

Wenn hervor aus grünem Laube  
Goldne Frucht erfreulich quillt,  
Wenn vom Saft die Purpurtraube,  
Wenn vom Korn die Aehre schwillt:

Dann ist Sprießen und Gestalten  
Nicht Naturgebot allein,

Treue Hände müssen walten,  
Soll das Liebliche gedeihn.

Und die kraftgenährte Scholle  
Lohnt dem Pflüger Sorg' und Schweiß,  
Wie der Berg, der rebenvolle,  
Seines Winzers treuen Fleiß.

Aber herrlich doch vor allen  
Unter Händen fromm und mild,  
Gott, dem Herrn, ein Wohlgefallen  
Und der Welt ein süßes Bild,

Herrlich, ob in Pracht erglühete  
Feld und Acker, Flur und Hain,  
Treibt die junge Menschenblüte  
Bei der Liebe Sonnenschein!

\*) Aus der soeben erschienenen köstlichen und trefflich illustrierten Sammlung „Unsere Lieblinge“ von Gustav Weck. Die schönen, edlen Lieder empfehlen wir mit wahren Vergnügen.

# Räthsel.

Von  
**Robert Falk.**  
(Wenderäthsel.)

1.

Wenn du auch auf den Kopf mich stellst,  
Bleib' ich gleich mir immerdar,  
Und dein erster und dein letzter  
Wunsch in dringender Gefahr.

2.

Mein Erstes war — ich sag' es unverhohlen,  
Das Zweite — schau! mehr kann ich dir nicht sagen.  
Das Ganze findest du im Königreiche Polen  
Und zwar sehr leicht, ohn' großes Mühn und Plagen.

3.

Antwortest du ohne die Zweite,  
Nennt man dich mit der Ersten,  
Und du bist dann das Ganze.

4.

Der Unschuld und der Raubgier Bild  
Sind zu vier Silben vereint.  
Die beiden letzten rauben wild  
Die beiden ersten vom Gesild'.

5.

Bist du das Zweite, wirst du sein  
Leicht über dich das Erste sein.  
Das Ganze will dir einen Helden  
In unsrem Vaterlande melden,  
Der über freche Römerhorden  
Durch Muth das Erstere geworden.

Von  
**Otto Sutermeister.**

1.

Wer räth mein winzig Räthsel da:  
Vor'm Wagen O, am Wagen A?

2.

n mahnt, daß was zu sehen sei,  
e ist ein Mensch voll Ziererei,  
a aller Gänse Feldgeschrei.

3.

r ist ein deutscher Strom, I eine deutsche Stadt,  
n Alles, was da Leben hat.

4.

Auf I verlegen sich, die müßig gehn;  
Die müde sind, die legen sich auf n.

5.

Sie geht den saft'gen Kräutern nach,  
Ein I dazu guckt er vom Dach.

6.

I fliegt auf Blumen mit Gesumm,  
r schwimmt im Dzean herum.

7.

e ein schlimmer Bagabund  
Und verdächtiger Cumpfan,  
a ein großer Kaiser und —  
Manch ein lieber kleiner Mann.

## Auflösung der Räthsel Seite 94.

Räthsel von **Robert Löwike.**

- |                    |                    |                   |                |
|--------------------|--------------------|-------------------|----------------|
| 1. Reuter, Reiter. | 2. Eger, Eber.     | 3. Unmuth, Amuth. | 4. Maul, Maus. |
|                    | 5. Schild, Schilf. | 6. Blei, Brei.    |                |

Räthsel von **Otto Sutermeister.**

- |         |             |       |            |              |            |
|---------|-------------|-------|------------|--------------|------------|
| 1. Hut. | 2. Scholle. | 3. G. | 4. Buchen. | 5. Die Ruhr. | 6. Barsch. |
|---------|-------------|-------|------------|--------------|------------|

# Knackmandeln

von Robert Löwike.

## Rätsel-Räthsel.

I.

Viele Ritter verließen ihre alten, unbequemen Schlösser, die wie Adlernester an den Bergen hingen, und unten im Thal bauten sie sich bequemere Wohnsitze an den Flüssen und Landstraßen.

II.

Die drei größten Städte des Königreichs Preußen sind Köln, Breslau, Berlin.

III.

Viele Mohamedaner wallfahrten wenigstens einmal in ihrem Leben nach der Stadt Mekka in Arabien.

IV.

In den großen Städten sieht man auf den Häusern keine Storchnester.

V.

Von allen Bauwerken, welche die Stadt Basel besitzt, ist das merkwürdigste das alte, ehrwürdige Münster.

VI.

Wer die Wahl hat, hat die Qual.

VII.

Der arme Lazarus bat um die Brotsamen, welche von des reichen Mannes Tische fielen.

## Vorbereitende Auflösungen.

I.

Ein oft genannter Herzog.

II.

Ein bekannter Componist, oder auch ein dramatischer Dichter unserer Zeit.

III.

Ein aus dem alten Testament bekannter Name.

IV.

Ein aus der Geschichte des trojanischen Krieges bekannter Name.

V.

Ein großer Fluß.

VI.

Ein bekannter Componist.

VII.

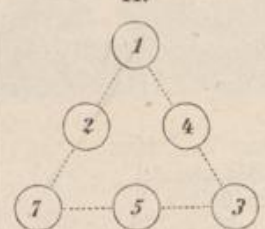
Ein großer Fluß.

## Auflösung der Knackmandeln Seite 95.

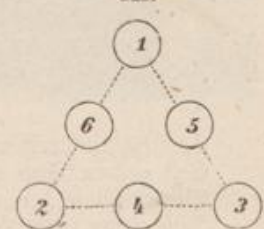
I.

Al Hafis erhielt 5 Kupfermünzen, Abdallah erhielt 15; denn da ein Maß Milch gleich 36 Datteln gerechnet wurde und 4 Maß Milch gleich 3 Broden, so hatte Al Hafis 1 Maß Milch oder 36 Datteln, Abdallah 1 Brod oder 48 Datteln zu der gemeinsamen Mahlzeit geliefert. Jeder erhielt den dritten Theil, also  $\frac{1}{3}$  Maß Milch,  $\frac{1}{3}$  Brod und 2 Datteln, zusammen an Werth gleich 30 Datteln. Al Hafis hatte also 6 Datteln und Abdallah 18 Datteln für Al Mandeb hergegeben, daher mußte Al Hafis 5, Abdallah 15 Kupfermünzen erhalten.

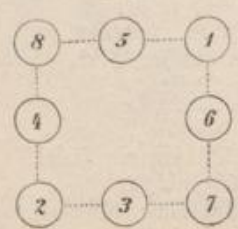
II.



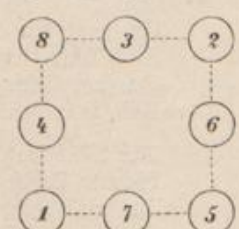
III.



IV.



V.



VI.

